





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Treibhaus des Schreckens

Frankreich F 6,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Das Treibhaus des Schreckens

John Sinclair Nr. 717

von Jason Dark

erschienen am 31.03.1992

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das Treibhaus des Schreckens

Willy Manson war so unscheinbar, dass ihn die meisten Menschen einfach übersahen.

Und genau das wollte er. Niemand sollte wissen, womit er sich beschäftigte. Dass er einen Weg gefunden hatte, um die Kreatur zurückschlagen zu lassen, die in den letzten Jahren am meisten geschädigt worden war – die Umwelt. Und Willy ging einen bestimmten Weg. Er brauchte einen Verbündeten, und er fand ihn auch.

Es war einer der mächtigen Naturdämonen, ein Wesen, dessen Name das große Zittern verbreitete.

Mandragoro!

»Ihr Päckchen, Sir!«

Willy Manson riss den Mund auf. Durch seinen Körper jagte ein Adrenalinstoß. Er konnte sich kaum auf den Beinen halten, erbleichte, kippte zur Seite und fiel gegen die Türecke, wo er sich abstützen konnte.

»Ist Ihnen nicht gut, Sir?« Die Stimme des Boten drang wie durch einen Wattebausch an seine Ohren.

Willy Manson holte tief Luft. Der Mund stand noch immer offen, fast wäre es zu einem Krampf gekommen. »Geht schon, Meister, ja, es geht schon. Wo ist das Päckchen?«

»Hier.«

Willy schaute nach unten. Der Postbote hielt das schmale Päckchen mit einer Hand fest. Willys Name und seine Anschrift waren mit der Maschine auf einen Aufkleber getippt worden.

»Sie müssen noch unterschreiben, Sir!«

Willy hob den Kopf. »Wie bitte?«

»Unterschreiben, Sir!«

»Ach so, ja, entschuldigen Sie. Ist mir klar. Ich war mit meinen Gedanken woanders. Ich habe lange auf das Päckchen gewartet. Es ist für mich wie Weihnachten und Ostern zugleich. Von nun an wird sich mein Leben ändern.«

»Dazu gratuliere ich Ihnen, Sir, aber Ihre Unterschrift hätte ich trotzdem gern.« Willy nickte. Er drückte den Zettel gegen die Tür und kritzelte hastig seinen Namen.

Der Mann von der Post tippte an seine Mütze und ging. Willy war dermaßen durcheinander, dass er den Boten nicht einmal hätte beschreiben können.

Er trug die Gabe vorsichtig auf beiden Händen, kickte mit dem Fuß die Tür zu und ging mit unsicheren Schritten in seine Wohnung hinein. Sie bestand praktisch nur aus einem Zimmer. Eine weitere Tür führte in die winzige Toilette, in der gerade noch eine Sitzbadewanne ihren Platz gefunden hatte.

Willy setzte sich an den Küchentisch. Er atmete tief und fest, schloss die Augen, lächelte, bewegte die Lippen, ohne etwas zu sagen, und schaute verträumt zum Fenster. Dahinter lag ein schmaler Hinterhof, ebenso schmutzig wie die Scheibe.

Willy stand auf. Er zerrte einen Vorhang vor die Scheibe. Niemand sollte von außen her in seine Wohnung schauen können. Es wurde noch dunkler im Zimmer. Willy schaltete die Deckenlampe ein, die über dem Tisch angebracht war.

Er setzte sich wieder und legte seine Hände flach neben das Päckchen. Die Finger zitterten nicht mehr so stark, er hatte sich wieder unter Kontrolle, und das fand er gut.

Jetzt konnte er sich Zeit lassen. Lange genug hatte er auf die Sendung

gewartet. Er hatte sich in seiner Fantasie ausgemalt, was alles geschehen würde, wenn es so weit war und er das kleine Paket würde öffnen können. Es war so wunderbar, so herrlich, er stand dicht vor der Ziellinie. Er würde Macht bekommen. Ein Schritt trennte ihn noch davon. Einmal kräftig ausschreiten, dann zuschlagen und…

Sein Mund fühlte sich trocken an. Ein bitterer Geschmack lag auf seiner Zunge. Er schluckte ihn herunter, doch der Geschmack drängte sich wieder hoch.

Dann wickelte er das Päckchen aus und stellte die graue Schachtel vor sich hin. Sie war nicht sehr groß. Etwa doppelt so breit wie die, in die eine Armbanduhr hineingelegt wurde. Als er sie mit spitzen Fingern anhob, wunderte er sich, dass die Schachtel so leicht war.

Er hob den Deckel ab.

Noch sah er nichts, weil helle Watte den Inhalt wie ein Kokon umgab. Abermals tastete er mit den Fingerspitzen nach, drückte die Watte zur Seite, zupfte sie hoch und förderte bewusst die innere Spannung, die ihn umklammert hielt.

Endlich lag der Inhalt vor ihm!

Willy sah ihn, öffnete den Mund und zischte Worte, die er selbst nicht verstand. Seine Augen nahmen einen eigentümlichen Glanz an. In den Pupillen lag plötzlich das Bewusstsein, es geschafft zu haben. Darin glänzte die Gier nach Macht. Auf seinen Händen spürte er den Schweiß.

Vorsichtig hob er den Inhalt hoch.

Es war eine Ampulle. Etwa so lang wie zwei Männerdaumen. Sie bestand aus Glas oder einem glasähnlichen Kunststoff.

Der Inhalt füllte die Ampulle aus, ohne dass sich eine Blase der dicken, sirupartigen Flüssigkeit abgezeichnet hätte.

Willy Manson konzentrierte sich auf die Farbe. Im ersten Moment sah sie aus wie dickes Blut. Das aber war es nicht, denn im Blut waren keine violetten Schlieren wie in dieser Ampullenfüllung.

Wunderbar, einfach herrlich, es geschafft zu haben. Mit den Fingerspitzen streichelte er die Ampulle, und dabei drangen zum ersten Mal klare und verständliche Worte über seine Lippen.

»Das ist der Sieg! Das ist die Macht. Der schwache Willy wird es euch zeigen. Ja, er wird es euch beweisen, allen wird er es zeigen, und ihr werdet euch wundern.« Er lachte schrill auf, beinahe wie eine hysterische Person. »Es wird den Willy Manson nicht mehr geben, so wie ihr ihn kennt. Keinen mehr, den ihr herumstoßen und auf dem ihr herumtrampeln könnt. Das alles ist vorbei, es ist nicht richtig, es stimmt nicht mehr. Willy ist von nun an ein anderer.«

Nach diesen Worten lachte er auf.

Wer ihn kannte und wer jetzt in sein Gesicht geschaut hätte, der hätte sich vor diesem Ausdruck erschreckt. Willy Manson sah aus, als

wäre er bereit, über Leichen zu gehen…

***

»Wie fühlst du dich?«, fragte ich.

Suko, in der Gestalt eines Kindes, blickte hoch, ohne eine Antwort zu geben.

Als ich in seine Augen sah, da entschuldigte ich mich für die Frage. Sie war überflüssig gewesen, denn mein Freund gehörte zu den Menschen, die sehr litten.

Seit einigen Wochen war er nicht mehr als ein Kind, allerdings mit den Reaktionen eines Erwachsenen. Er dachte noch so wie früher, er wollte auch noch so handeln, und das lag einzig und allein daran, dass er seinen Stab trug, der sich auf seine Seite gestellt und den Anfechtungen des Teufels widerstanden hatte.

Asmodis hatte eine Niederlage im Sieg errungen. Durch die Magie des Höllenherrschers war Suko zu dem gemacht worden, wie ich ihn jetzt sah, aber dem Teufel war es nicht gelungen, die Seele des Chinesen vollends in seinen Besitz zu bringen.

Er hatte versucht, Suko zu Taten zu verführen, zu gefährlichen Morden, er hatte ihm den Befehl gegeben, seine besten Freunde zu töten, aber da war eben die Sicherung durch den Stab, die auch die Kraft der Hölle nicht hatte brechen können.

Dem Teufel war es also nicht gelungen, Suko vollends zu seinem Sklaven zu machen.

Ich setzte mich neben ihn und konnte nicht sagen, dass ich mich an seinen Anblick gewöhnt hatte. Vor mir saß eben ein Kind, das allerdings mit der Stimme eines Erwachsenen sprach und ebenfalls so dachte. Er hatte mich gebeten, zu ihm zu kommen, und es hatte so geklungen, als sei es sehr wichtig.

»Bei dir alles klar?«, fragte er.

»Ja, wir haben den Flammen-Friedhof überstanden.«

»Du und Bill, nicht?«

»Richtig.«

Suko presste für einen Moment die Lippen zusammen. Ich wusste, was er dachte, und kam seiner bitteren Bemerkung zuvor.

»Ich weiß, dass du eigentlich an meine Seite gehört hättest. Und es wäre auch so gewesen, aber Bill hat nun mal die Spur entdeckt und es ist auch sein Bekannter gewesen, der den wichtigen Hinweis gab, bevor er dann starb.«

»Ich habe nichts gesagt, John.«

»Das weiß ich, aber ich konnte es von deinen Lippen ablesen, dass du dich geärgert hast.«

»Nein, ich war traurig.«

»Das geht vorbei.«

Suko lehnte sich zurück. »Weißt du, das höre ich jetzt schon zu lange, John, daran will ich nicht mehr glauben. Ich lasse mich einfach überraschen, das ist wohl besser, finde ich. Oder bist du anderer Meinung?«

»Nein, im Prinzip nicht. Es hat einfach keinen Sinn, sich damit zu quälen.«

»Das meine ich auch.«

Ich lächelte leicht. »Als du mich im Büro angerufen hast, da war mir, als wolltest du etwas mit mir besprechen. Beinahe hatte ich das Gefühl, dass es etwas Dienstliches war.«

»Das stimmt auch.«

»Und was?«

Er drückte sich wieder vor. Sein Kindergesicht nahm einen gespannten Ausdruck an. »Fällt dir eigentlich nichts auf?«

»Wie meinst du?«

»Sieh mal auf den Tisch.«

Das tat ich schon die ganze Zeit über. Zudem hatte ich mich gewundert, was dort alles ausgebreitet lag. Es waren zahlreiche aus Zeitungen ausgeschnittene Anzeigen.

»Ja, das wunderte mich schon.«

»Kannst du damit etwas anfangen, John?«

»Bisher noch nicht.«

Mein Freund nahm eine der Anzeigen mit spitzen Fingern hoch.

Er gab sie mir nicht, sondern las vor. »Wenn Sie etwas Besonderes suchen, was es bisher noch nie gegeben hat, dann wenden Sie sich bitte an uns. Wir sind für Sie da. Wir sind diejenigen, die Ihnen Ihre Träume erfüllen. Wir geben Ihnen die Macht, wir machen aus dem Schwachen einen Starken, denn wir arbeiten mit Mächten zusammen, von denen Sie bisher nicht einmal geträumt haben. Neugierig geworden? Wenn ja, dann setzen Sie sich mit uns in Kontakt.« Suko las eine Telefonnummer vor, die noch zum Bereich London gehörte.

»Und was ist mit den anderen Anzeigen?«

»Lauten ähnlich, John.« Suko legte sie zur Seite. »Es ist überall dieselbe Telefonnummer angegeben.«

»Die du gewählt hast?«

»Natürlich.«

»Und was war der Erfolg?«

Er hob die Schultern. »Eigentlich keiner, wenn ich ehrlich sein soll. Man bat mich, dieser Firma doch einen Besuch abzustatten. Es ist nicht mehr als ein Versandlager im Norden Londons. Damit kann man nicht viel anfangen.«

»Aber du warst selbst noch nicht da – oder?«

»Nein, das war ich nicht.«

Ich nickte. »Ich kann mir vorstellen, weshalb du mich hergebeten

hast. Es hängt sicherlich mit dem Text zusammen.«
»Stimmt, der machte mich misstrauisch.«
»Was meinst du?«
»Tja«, sagte Suko, »das ist schwer zu sagen. Ich bin mir da nicht so ganz im Klaren. Wenn man die Nummer wählt, bekommt man auch eine Verbindung. Allerdings nur mit dem Anrufbeantworter. Man wird gebeten, der Firma einen Besuch abzustatten.«
»Das willst du allein nicht?«
»So ist es. Die würden ja Stielaugen bekommen, wenn plötzlich jemand wie ich vor ihnen steht. Deshalb wollte ich dich fragen, ob du mich begleitest.«
Ich legte meinen Arm über die Sessellehne. »Im Prinzip habe ich nichts dagegen, aber was macht dich so misstrauisch? Ist es allein der Text der Anzeige?«
»Nicht nur.«
»Sondern?«
Suko nahm den Ausschnitt wieder an sich und tat, als wollte er ihn durchlesen, dabei kannte er ihn sicherlich auswendig. »Es ist die Diktion, die Verquickung von Macht und Gewalt. Ich habe das Gefühl, dass die tatsächlich mit anderen Mächten zusammenarbeiten.«
Ich ließ mir mit einem Kommentar Zeit. »Und du glaubst nicht daran, dass es ein Reklametrick ist?«
»Nein.«
»Rechnen musst du damit, Suko. Du weißt selbst, wie raffiniert die Werbung vorgeht. Sie findet immer wieder neue Wege, um Kunden anzulocken.«
»Nein, John.« Suko stand auf. Ich schaute ihm nicht nach, als er durch das Zimmer ging. Manchmal konnte ich seinen Anblick einfach nicht fassen.
Er blieb hinter einem Sessel stehen und legte die Hände auf die Kante. »Ich habe das Gefühl, dass es hier um mehr geht. Dass in dieser Anzeige nicht gelogen wird. Dahinter stecken andere Mächte. Ich weiß es.«
»Gut.«
»Das klang nicht überzeugend.«
»Meinetwegen. Was nicht heißen soll, dass ich es grundsätzlich abstreite.«
Suko war in seinem Zustand sehr empfindlich. Er hatte meine Antwort in den falschen Hals bekommen. »Oder hältst du mich für einen Schwachkopf, John?«
»Moment, wie…«
»Ich weiß doch, dass ich im Vergleich zu früher nicht mal ein halber Mensch bin. Dass ich von euch nur noch geduldet werde. Das alles ist mir klar. Da brauchst du nicht so zu tun. Ich kann mir vorstellen, dass

ihr hinter meinem Rücken tuschelt, dass ich nicht…«

»Hör auf!«, unterbrach ich ihn mit harter Stimme. »Hör auf, verdammt noch mal!«

»Ist dir das unangenehm?«

»Nein, gewiss nicht. Aber ich weiß sehr genau, dass es nicht stimmt. Niemand tuschelt über dich. Ich versichere dir, dass wir dich ernst nehmen. Du bist zwar nicht mehr derselbe wie früher, aber du bist ein Mensch, der von uns trotz allem akzeptiert wird. So wie du es siehst, ist es Unsinn. Du müsstest uns eigentlich kennen, verdammt. Weder Bill, Jane noch Glenda würden je etwas über dich hinter deinem Rücken sagen. Und wenn du willst, dann kannst du auch wieder deinen Platz in unserem gemeinsamen Büro einnehmen. Das hat dir Sir James ebenfalls zu verstehen gegeben. Deshalb finde ich es unfair von dir, dass du dich selbst auf die Mitleidsschiene drängen lässt. Tut mir Leid, es dir sagen zu müssen.«

Suko schwieg. Er hatte seinen Platz noch immer nicht gewechselt, stand wie eingefroren und kaute auf seiner Unterlippe. Er atmete durch die Nase, sein Blick war ins Leere gerichtet. Ich konnte nur hoffen, dass ihn meine Worte nachdenklich gemacht hatten.

Ich stand auf und ging in die Küche, um mir dort etwas zu trinken zu holen.

Verdammt, ich konnte ihn ja verstehen, auch ich hätte kaum anders in seiner Lage reagiert, aber ich hatte mich auch entschlossen, nicht auf die mitleidige Tour zu fahren. Damit wäre ihm kaum gedient gewesen. Da musste er einfach durch. Fertig und basta.

Ich schenkte mir Mineralwasser ein und nahm auch Suko ein volles Glas mit.

Als ich den Wohnraum betrat, hatte er seinen Standplatz nicht gewechselt. Auf mich wirkte er wie eine kleine Statue. »Willst du auch einen Schluck?«

Er schüttelte den Kopf.

Ich setzte mich hin und schaute ihn an. »Was geht jetzt durch deinen Kopf, Suko? Was immer es auch sein mag, es ist sicherlich das falsche Ergebnis, mein Freund.«

»Für dich schon.«

»Auch für dich. Wir sind nicht so, wie du annimmst. Aber gut, wenn du meinst, okay, dann bleib hier in deiner Bude hocken und rühre dich nicht vom Fleck. Ist doch auch mal was Schönes, so ein Urlaub zu Hause. Oder nicht?«

»Willst du mich auf den Arm nehmen?«

»Nein, ich möchte dich nur auf den Boden der Tatsachen zurückholen, das ist alles.«

»Schön, damit bin ich einverstanden.«

»Wenigstens etwas.« Ich kam endlich dazu, einen Schluck zu trinken.

»Und was ist mit den Anzeigen?«, fragte Suko.
Ich hob die Schultern. »Was soll damit sein? Wir beide werden der Sache nachgehen.«
Suko nickte. »Ja, das ist gut, das ist sogar besser als gut. Aber wann geschieht das?«
»Wann immer du willst. Meinetwegen schon in zwei Minuten, wenn dir das lieb ist.«
Er grinste mir zu. »Sagen wir fünf.«
»Ja, auch das.«
»Und wie stehst du dazu?«, wollte er wissen. »Was hältst du von dieser Anzeige?«
Ich wiegte den Kopf. »Dazu kann ich nichts sagen. In diesem Fall werde ich mich nicht auf mein Gefühl verlassen. Ich bin dafür, zunächst abzuwarten, aber ich werde dich voll und ganz bei deinen Bemühungen unterstützen.«
»Das freut mich.«
Ich stand auf und ging zu ihm. Eine Hand legte ich auf seine Schulter. »Alles wieder okay, Alter?«
»Nein, John, nicht einmal halb. Aber ich muss raus hier, verstehst du? Ich hocke in dieser verdammten Wohnung, bin gezeichnet, traue mich nicht unter die Leute, hadere mit dem Schicksal, verfalle fast in tiefe Depressionen, von denen ich früher nie etwas gemerkt habe, und da staut sich eben etwas an.«
»Alles verständlich.«
»Das musste raus, John, jetzt habe ich wieder etwas Luft.« Er lächelte mich an. »Ob du es glaubst oder nicht, ich bin auch weiterhin der Überzeugung, dass wir bei dieser komischen Firma eine böse Überraschung erleben werden…«

***

Nacht – und er war unterwegs!
Er fühlte sich gut, er fühlte sich super, denn in den letzten Tagen war alles nach Plan verlaufen. Er hätte sich dafür selbst auf die Schulter schlagen können, und das hatte er auch hin und wieder getan. Willy war happy.
An diesem Oktobertag hatte er lange gearbeitet, bis tief in die Nacht. Er hatte noch die letzten Vorbereitungen getroffen und sich danach gefühlt wie ein kleiner König. Er war über sich selbst hinausgewachsen. Hätte jetzt ein Riese Goliath vor ihm gestanden, hätte er diesen ausgelacht.
Was konnte der ihm schon anhaben?
Sein Plan war gelungen. Aus dem kleinen Willy Manson war jemand geworden, der sich nicht mehr ins Bockshorn jagen ließ. Nach getaner Arbeit hatte er in den letzten Tagen gewisse Vorbereitungen getroffen

und seine »Lieblinge« verteilt. Denn so und nicht anders nannte er seine besonderen Freunde, die ihn nicht im Stich lassen würden.

Auch wenn die letzten Tage voller Stress und Hektik gewesen waren, es machte ihm nichts mehr aus. Er fühlte sich einfach in einer Hochstimmung wie nie zuvor in seinem Leben. Willy hatte gesät, jetzt musste nur noch geerntet werden.

Der kleine Mann hatte sich einen gewissen Rhythmus zugelegt.

Nach der harten Arbeit wollte er sich ausruhen. Nicht bei ihm in der Wohnung, diese Umgebung widerte ihn an, nein, er hatte einen Platz gefunden, wo er so wunderbar seinen Gedanken nachhängen und für die nahe Zukunft planen konnte.

Es war der Platz am Wasser, die alte Bank, die dort stand, als hätte sie jemand vergessen. Sie stand genau am Ufer des Grand Union Channel, der den nördlichen Teil Londons durchschneidet. Hinter der einsamen Bank wuchs die Schräge der Böschung hoch. Zwischen dem Sitzpfad und dem Kanal lief ein schmaler Spazierweg entlang, der bei warmem Sommerwetter ein idealer Platz für Liebespaare war. Um diese Zeit jedoch – im Oktober – wirkte er verlassen wie der nicht weit entfernt liegende Friedhof.

Genau das wollte Willy.

Allein und verlassen sein, auf der Bank hocken, die Beine ausgestreckt und seinen Blick über die dunkle, leicht angekräuselte Wasseroberfläche gleiten lassen.

An der anderen Seite des Ufers zeichneten sich die Umrisse einer kleinen Fabrik ab. Willy wusste, dass dort Dünger produziert wurde, die Fabrik aber in Schwierigkeiten steckte und keine Nachtschicht mehr gefahren werden konnte.

Er war also allein und er konnte die Ruhe wieder voll und ganz genießen.

Hoch über ihm lag der dunkle Himmel, gezeichnet vom Schatten der Wolken. Um diese Zeit fuhr kein Schiff mehr auf dem Kanal und Menschen verirrten sich ebenfalls kaum in diese verlassene Gegend.

Das war gut für Willy Manson.

Der Wind war wesentlich kühler geworden. Manche hätte ihn als kalt bezeichnet. Der zurückliegende Sommer war längst in Vergessenheit geraten.

Willy musste etwas essen. Er hatte sich eine Tüte Pflaumen besorgt. Eine nach der anderen stopfte er sich in den Mund und spie die Steine ins Wasser. Er hatte sich vorgenommen, die Tüte zu leeren und dann zu seiner Wohnung zu fahren.

Morgen war wieder ein neuer Tag. Da würde er dann fröhlich pfeifend seine Arbeitsstelle besuchen und sich darauf freuen, mit seinen Lieblingen zusammen sein zu können.

Der Gedanke daran munterte ihn dermaßen auf, dass er damit

begann, ein Lied zu summen.

Nicht sehr lange. Abrupt unterbrach er die Melodie, weil er ein Geräusch hörte, das ihm gar nicht passte.

Er schaute nach rechts, von dort war es aufgeklungen. Noch konnte er nichts erkennen, Sekunden später aber sah er den hellen Schein über der Böschung, verursacht von einem Scheinwerfer, der seinen Lichtkegel über die Fläche hinweg schickte. Da heulte auch schon der Motor auf.

Willy erhob sich. Er hörte einen Schrei, dann hüpfte der lange Scheinwerferstrahl in wilden Bewegungen über die Böschung und erreichte die Wasserfläche des Kanals, wo er wie ein zuckender Schleier über den kleinen Wellen tanzte.

Die Schreie wiederholten sich. Für Willy stand fest, dass der Fahrer ein Irrer war. Sich bei diesem Wetter mitsamt seiner Maschine in den Kanal fallen zu lassen!

Willy hielt den Atem an, als er sah, wie abrupt sich der Scheinwerferstrahl drehte. Der Motor heulte noch einmal heftig auf. Dann war es geschafft.

Dicht vor Erreichen des Ufers hatte der Fahrer noch die Kurve gekriegt und war auf dem Weg geblieben. Das war nicht einfach gewesen, es glich bereits einer artistischen Leistung. Jetzt aber jagte der breite Lichtarm in eine andere Richtung. Genau auf Willy zu.

Er stand noch immer vor der Bank. Plötzlich traute er sich nicht mehr, sich hinzusetzen. Er kam sich in dem Lichtkegel vor wie ein Gefangener und hörte dann das böse Röhren des Motors. Es erinnerte ihn an das Gebrüll eines Ungeheuers, das sich ausgerechnet ihn als Beute ausgesucht hatte.

Die Maschine raste vor. Sie brüllte, sie war wie ein Lebewesen und sie würde alles aus dem Weg räumen, was sich ihr entgegenstellte.

Willy hielt die Augen geschlossen. Noch immer war er nicht fähig, sich zu bewegen. Die Welt um ihn herum war nicht mehr die, die er kannte, sondern eine völlig fremde. Er glaubte sich in einen schrecklichen Film versetzt.

Würden sie ihn überfahren?

Sie rasten herbei – und bremsten dicht vor Willy Manson, dass dieser von den durch die Reifen aufgeworfenen Erdklumpen an den Hosenbeinen erwischt wurde und daran dachte, dass jetzt das Rad gegen seine Beine schlagen würde.

Aber es passierte nichts. Nicht einmal einen Kratzer bekam er ab.

Stattdessen bemerkte er trotz seiner geschlossenen Augen, dass der Fahrer den Scheinwerfer der Maschine ausgeschaltet hatte. Die Dunkelheit war zurückgekehrt. Willy öffnete die Augen und sah die beiden Gestalten vor sich.

Sie hatten ihre Maschine aufgebockt. Einer stand neben dem Lenker,

der andere hielt sich am Rücksitz auf.
Rocker waren es nicht. Die fuhren nicht ohne Helm und entsprechende Kleidung wie diese beiden Typen. Sie sahen eher aus, als hätten sie die Maschine gestohlen. Als Motorradfahrer konnte man sie auch nicht ansehen.
Der Vordere trug einen langen Staubmantel, ähnlich wie die Helden in den Italo-Western. Unter dem Mantel war die Kleidung dunkel. An einigen Stellen allerdings glänzte sie. Willy konnte nicht erkennen, ob es sich dabei um Messer oder andere Stichwaffen handelte.
Ein blitzschnell geführter Schlag gegen die Brust schleuderte ihn bis auf die Bank zurück. Er krachte mit dem Rücken gegen die Lehne, die bedenklich knirschte, und hörte auch das gemeine Lachen des Schlägers, bevor dieser dicht an ihn herantrat und auf ihn nieder schaute.
Was der Mann sah, reizte ihn abermals zum Lachen, denn Willy Manson sah nicht gerade aus wie Arnold Schwarzenegger. Er war das glatte Gegenteil von ihm.
Klein, fast glatzköpfig, etwas zu dick, mit einem runden Gesicht, das ihm in der Schule den Spitznamen »Vollmond« eingebracht hatte.
Eine fette Beute für die beiden Kerle.
Jetzt kam auch der Zweite näher. Er trug eine Hose aus dünnem Leder, das bei jedem Schritt Falten warf und knarrte. Auf seinem Kopf hatte er eine Mütze oder Kappe gesetzt, so ein Ding, wie es die Motorradfahrer in den Fünfzigerjahren getragen hatten. Von den Gesichtern konnte Willy Manson nicht viel sehen. In der Dunkelheit kamen sie ihm wie helle Flächen vor.
Der Erste beugte sich zu ihm nieder. Willy roch seinen widerlichen Atem. Er traute sich aber nicht, den Kopf wegzudrehen, aus Angst davor, der andere könne diese Bewegung falsch auffassen.
Furcht drängte sich in ihm hoch.
Wieso Furcht?
Plötzlich kämpfte Willy dagegen an. Die Zeiten der verdammten Furcht waren längst vorbei, die lagen hinter ihm. Er brauchte keine Angst mehr zu haben, seine Lieblinge würden ihn schon vor gewissen Angriffen schützen.
Der Kerl glotzte auf ihn nieder. Seine Augen wirkten wie dunkle Knöpfe. Der Mund war zu einem bösen Grinsen verzogen. »Ich glaube, Alterchen, du hast dir den falschen Platz für dein Nickerchen ausgesucht. Es ist immer gefährlich, uns in die Quere zu kommen.«
Früher wäre Willy vor Angst in sich zusammengesunken und hätte sich verkrochen, heute dachte er anders darüber. Er stellte sogar die Gegenfrage. »Wieso habe ich mir einen falschen Platz ausgesucht?«
Die Worte gefielen dem Fahrer wieder nicht. Er packte zu und zerrte ihn von der Bank hoch. »Was soll dieser Scheiß, Alter? Wir sind es

gewohnt, mit Respekt behandelt zu werden. Nicht wahr, Dobby?«

»Und ob, mein lieber Tobe.«

Tobe hielt Willy noch immer fest. »Wir haben hier in der Gegend das sagen, wir sind die Todesengel. Wer uns selig stimmen will, der muss etwas dafür tun.«

»So ist es, Tobe.«

»Willst du was tun, Alter?«

»Wie – wie – was denn?«

Jetzt lachten Tobe und Dobby gemeinsam. »Da überlege mal, mein lieber Onkel.« Er ließ ihn los und Willy fiel wieder zurück auf die Bank, wo er sich sein Hinterteil hart stieß.

Das war jetzt nicht wichtig, denn während er den Ängstlichen spielte, war ihm eine wahnsinnige Idee durch den Kopf gezuckt, die ihm früher nicht eingefallen wäre. Erst jetzt, wo er seinen besonderen Weg ging, konnte er sich mit diesen Dingen beschäftigen.

Der Plan war so gut, dass er nur mühsam ein Lächeln unterdrücken konnte. Zudem durfte er die beiden Kerle nicht provozieren. Später würde er es ihnen geben, denn auf seine Lieblinge konnte sich Willy Manson durchaus verlassen.

»Nun, Onkel?« Tobe grinste breit und gefährlich. Dobby spielte mittlerweile mit einem Messer.

»Ich habe noch nicht begriffen…« flüsterte Willy.

»Wir wollen Geld!«

Manson schrak zusammen. Anschließend sah er aus, als wollte er in sich hineinkriechen. »Aber – aber ich habe kein Geld. Wirklich nicht. Ihr könnt mich ausziehen, ich habe nichts.«

»Dein Pech!«, meldete ich Dobby. »Aber das sagen sie alle, und die meisten von ihnen lügen.«

»Aber ich nicht!«, schrie Willy. »Verdammt noch mal, ich lüge nicht. Da, ihr könnt es sehen!« Es war ihm egal, was die anderen dachten, er jedenfalls drehte seine Taschen um. Zum Vorschein kam ausschließlich das Futter. Nicht ein Penny fiel heraus. »Da, sie sind leer.«

Tobe drehte den Kopf. Er schaute Dobby an. »Ist er nicht lieb, der alte Onkel? Geht einfach aus dem Haus, ohne Geld mitzunehmen. Dabei brauchen wir es sehr.«

»Und so arm sieht der Onkel nicht aus.«

»Eben.« Tobe legte zwei Finger unter das Kinn des Mannes und hob den Kopf an. Er schaute ihm in die Augen. »Es sieht nicht gut für dich aus, mein Lieber. Überhaupt nicht. Man soll doch nicht aus dem Haus gehen, ohne sich Geld einzustecken. Hast du das nicht gewusst?«

»Nein!«

»Was machen wir dann mit dir?«

»Ich könnte ihn kitzeln«, schlug Dobby vor.

Tobe nickte. »Wäre eine Möglichkeit«, stimmte er zu, bevor er sich an Willy wandte. »Was meinst du denn, mein Freund? Soll er dich ein wenig kitzeln? Bist du damit einverstanden?«

Willy spielte noch immer den Verzweifelten. »Ich – ich kann das nicht fassen. Was meint er denn damit?«

»Er hält etwas in der Hand. Es ist ein Messer. Es hat eine lange Kitzelklinge.«

»Ja, es kitzelt gut.«

»Nun, Onkel?« Tobe baute sich breitbeinig vor Willy Manson auf, die Arme in die Hüften gestützt. »Das wäre doch etwas für dich – oder? So richtig in die vollen…«

»Ihr wollt mich abstechen, nicht?«

Im Hintergrund kicherte Dobby. »Manchmal sind wir wirklich böse, Onkel. Sehr böse sogar.«

»Na, und dann sieht es…«

Willy Manson ließ Tobe nicht erst zu Ende sprechen. Er sagte hastig: »Gut, gut, ich habe zwar kein Geld bei mir. Wir könnten…«, er bewegte unruhig seine Hände, »… wir könnten jetzt einfach verschwinden und zu mir gehen. Da habe ich Geld.«

»Oh«, sagte Tobe. »Hört sich ja nicht unübel an. Kannst du mir auch sagen, wo du haust?«

»Nicht weit von hier. Wo die Gärtnerei ist. Da könnten wir hin und das Geld holen.«

»Wie viel ist es denn?«, fragte Tobe.

»Kann ich nicht genau sagen.«

»Ungefähr!«

»Es kommt schon etwas zusammen.« Willy sprach sehr schnell. Er hoffte dabei, die Kerle täuschen zu können. »Ja, es kommt schon etwas zusammen. Ich glaube, es sind so hundert Pfund und mehr.«

»Hm«, sagte Tobe und drehte den Kopf, weil er von seinen Kumpan noch eine Zustimmung erwartete. Dobby grinste und nickte.

»Hört sich zwar nicht super an. Ist aber auch nicht schlecht.«

»Besser als nichts.«

»Gut, Tobe, gut. Ich stimme dir zu. Lass uns zu diesem Onkel nach Hause gehen.«

»Nicht direkt nach Hause.«

»Wohin denn?«

Willy schaute in Tobes Gesicht. »Ich – ich muss mit euch zu meiner Gärtnerei gehen. Dort lebe ich. Da ist auch mein Geld.«

»Und da lebst du?«

»Ja.«

Die beiden Kerle schauten sich an. Für Willy kam es auf deren Entscheidung an. Er musste sie einfach zu sich locken. Nur da war er der King. Da lebten seine Lieblinge.

»Okay!«, entschied Tobe. »Wir werden gehen. Du wirst uns führen, mein Lieber. Klar?«

»Sicher.«

»Wie weit ist es denn?«

Sie hatten nichts dagegen, dass sich Willy Manson erhob und auf die Böschung zeigte. »Hinter dem Hang befindet sich die Gärtnerei.«

Tobe nickte. »Wer lebt dort noch?«

»Nur ich.«

»Wird Nachtschicht gefahren?«

»Nein, die Leute fangen früh an, nachts wird dort nicht gearbeitet.«

»Gut, dann geh vor.«

Willy Manson senkte den Kopf. Nicht etwa aus Angst. Die beiden sollten auf keinen Fall sein Lächeln sehen. Für ihn lief alles unerwartet gut. Und er ging auch davon aus, dass er sich auf seine Lieblinge verlassen konnte…

***

Sie brauchten etwa eine Viertelstunde, um das Ziel zu erreichen. Die beiden Typen hatten etwas von ihrer ursprünglichen Sicherheit verloren. Misstrauisch schauten sie in die Runde. Es konnte auch an der Gegend liegen, in der sie sich nicht eben wohl fühlten.

Die Gärtnerei selbst lag am Eingang. Sie bestand aus zwei kleinen Steinhäusern. In einem wurden die Blumen verkauft, in dem anderen gelagert. Im Gelände selbst hatte der Besitzer zahlreiche Beete geschaffen und dort seine Blumen, Bäume und Sträucher angepflanzt. Erst dahinter begannen die Treibhäuser.

Drei lang gestreckte Bauten aus Glas, versehen mit schrägen Dächern, standen sie auf einem Gelände, wo nichts mehr angebaut wurde. Aber sie waren für Willy das Besondere, denn er leitete eines der Treibhäuser, und zwar das, das ganz außen stand. Zu dem hatte er die beiden Kerle auch hingeführt.

Deren Misstrauen war noch nicht verschwunden. Tobe fing an zu lachen. »In diesem Schuppen lebst du?«

»Ja.«

»Wie kann man da hausen?«

Willy hob die Schultern. Er stand im Schatten des Eingangs. Dort war es noch dunkler. »Hinten gibt es einen kleinen Anbau. Den könnt ihr von hier nicht sehen. Ich habe ihn mir selbst – na ja, ihr wisst schon. Ich muss bei meinen Lieblingen bleiben.«

»Wer ist das denn?«, wollte Dobby wissen.

»Ich nenne meine Pflanzen so.« Er formte die Hände zu Krallen, als wollte er die Pflanzen streicheln. »Ich habe ihnen Namen gegeben. Sie sind einfach wunderbar. Es sind meine Geschöpfe, meine Lieblinge, meine Kinder, auf die ich zu achten habe. Ich hege und pflege sie, ja,

ich erziehe sie sogar.«
»Der ist verrückt«, hauchte Dobby, »der ist total irre.«
Sein Kumpan gab keine Antwort. Er glaubte nicht daran, dass dieser Mann so verrückt war. Irgendwie hatte er das Gefühl, als wäre diese Person ihnen sogar überlegen, als wüsste sie genau, was sie tat. Aber das war eben nur ein Gefühl.
»Soll ich dann aufschließen?«, fragte Willy.
»Ungern.«
»Ich weiß, was ihr denkt!«, flüsterte er. »Aber es gibt nun einmal keinen zweiten Eingang. Auch ich muss immer durch das Treibhaus gehen, wenn ich zu meiner Bude will.«
»Wie groß ist sie denn?«
»Nur eine Kammer.« Willy lächelte und hob die Schultern. »Man ist ja bescheiden.«
»Du bist in allem sehr bescheiden, wie?«, erkundigte sich Tobe lauernd.
»Ich gehöre eben nicht zu den begüterten Menschen.«
»Versuch es nur nicht auf die mitleidige Tour, Onkel.«
»Das wollte ich nicht. Ich habe nur etwas festgestellt. Es ist eben alles anders bei mir.«
»Ja, ja, das haben wir schon gesehen. Schließ endlich auf, Onkel!«
Willy Manson hielt den Schlüssel bereits in der Hand. Das Schloss gehörte nicht zu den modernen. Es hielt einen Riegel, war so groß wie eine Kinderhand und hatte an gewissen Stellen sogar Rost angesetzt. Als Willy den Schlüssel in die Öffnung schob, verzogen die beiden Kerle ihre Gesichter, weil es so kratzte.
Das machte Manson nichts aus. Gelassen drehte er den Schlüssel nach links. Er freute sich darüber, dass er nur noch den Riegel zurückzuschieben brauchte, um die Tür öffnen zu können.
Auf seinem Rücken spürte er den Druck einer Hand. Der verstärkte sich, und Tobe drückte den kleinen Mann über die Schwelle hinein in die feuchtwarme Luft des Treibhauses.
»Und hüte dich davor, Licht zu machen!«, flüsterte Tobe. »Dann bist du schneller tot, als du denken kannst.«
»Nein, nein, das werde ich nicht.«
»Dann ist es gut.«
Willy Manson ging drei Schritte weiter, bevor er wieder stehen blieb. Es standen nur zwei breite Reihen mit Blumen und Gewächsen innerhalb dieser schwülen Dunstglocke. Über den Pflanzen schimmerte das Metall der dünnen Bewässerungsrohre, wobei diese hin und wieder zwischen den wuchernden Blättern verschwanden.
Zahlreiche Pflanzen waren beachtlich groß. Hinzu kam auch der ungewöhnliche Geruch.
Es war ein Aroma, das bei Fremden nicht gut ankam und sich auf

deren Lungen legte.

Willy hatte sich daran gewöhnt. Er fand diesen Duft einfach wunderbar, blühte regelrecht auf und reckte sich.

Ein Gang trennte die beiden langen Beete. Davor verhielt er noch einmal seinen Schritt und drehte sich um. »Wir müssen hindurch«, erklärte er den beiden.

»Das habe ich mir gedacht«, sagte Tobe.

»Sorry, aber es wird wohl besser sein, wenn ihr hintereinander hergeht. Ich möchte nicht, dass irgendwelche Pflanzen beschädigt werden. Ich bin da komisch. Sie sind so etwas wie meine Kinder.«

»Spinnst du, Onkel?«, fragte Dobby.

»Nein, aber ich habe ein besonderes Verhältnis zu meiner Arbeit. Das muss man als Gärtner haben. Wenn jemand Blumen und Pflanzen liebt so wie ich und sich dabei vor allen Dingen auf die Exoten konzentriert hat, dann hat er…«

»Geh!«, sagte Tobe nur.

»Ja, natürlich. Entschuldigung, aber wenn ich einmal ins Schwärmen gerate, bin ich nicht zu halten. Wie gesagt, bleibt hinter mir. Es ist alles nicht so schlimm.«

»Was redet der denn für einen Mist?«, fragte Dobby. »Der kann doch nicht alle Tassen im Schrank haben.«

»Ich weiß es auch nicht.«

Willy Manson kümmerte sich nicht um die Worte. Er hatte den Gang längst betreten und steckte voll innerer Freude. Er hatte das Gefühl, als hätten die Pflanzen, seine Lieblinge, nur auf ihn gewartet, und er hörte sogar, wie sie ihn begrüßten.

Sie sandten ihm eine Botschaft zu. In seinem Hirn vereinigten sie sich. Es waren keine Stimmen, nur ein ungewöhnliches Durcheinander war für Willy zu hören, das er sehr liebte.

Seine Lieblinge ließen ihn nicht im Stich.

Schritt für Schritt ging er tiefer in das Treibhaus hinein. Hinter sich hörte er die beiden Kerle. Ihre Füße schleiften über den Boden, sie atmeten schwer und heftig. Es mochte wohl an der feuchtschwülen Luft liegen, die ihnen das Atmen erschwerte.

Dobby war überhaupt nicht einverstanden. »Verdammt noch mal, das ist doch Scheiße. Wir laufen durch diese schwüle Hölle und…«

»Ist ja gleich vorbei«, sagte Willy.

»Du hältst dein Maul!«, fuhr Tobe ihn an.

»Ja, schon gut.«

Sie gingen weiter. Willy mit gespitzten Ohren. In seinem Kopf summte und flüsterte es. Die Stimmen hatten an Stärke zugenommen. Er wusste, dass es nicht mehr lange dauern konnte. Seine Lieblinge würden ihn nicht im Stich lassen.

Er konzentrierte sich auf die Schritte der Kerle. Hatten sie sich

verändert? Wahrscheinlich, und Willy lächelte daraufhin noch breiter.

Dann geschah es.

»Bleib stehen!«

Manson gehorchte, er drehte sich aber um und tat damit das Gleiche wie Tobe. Der hatte sich schon umgedreht, stand auf dem Fleck und sah aus, als wäre er versteinert.

Willy fragte mit harmlos klingender Stimme: »Ist etwas?«

»Halts Maul!« Tobe atmete schwer. Ihm war plötzlich, als würde er in einer Falle stecken. Es hatte sich zwar nichts verändert, es gab auch keine äußeren Anzeichen dafür, dennoch hielt ihn dieses Gefühl umklammert, das er überhaupt nicht mochte.

Aber das war nicht alles. Es fehlte jemand. Sein Freund Dobby!

Er war hinter ihm gewesen, doch von einem Moment zum anderen musste er verschwunden sein. In diesem gefährlichen Halbdunkel, das von dem feuchtwarmen und süßlichen Blütenduft durchzogen war, wirkte auf ihn alles so feindlich. Er fand sich hier nicht zurecht.

»Mach Licht!«

»Nein«, sagte Willy leise. »Das geht nicht. Die beiden Schalter befinden sich vorn und hinten. Nicht in der Mitte.«

Tobe drehte sich blitzschnell um. In der Bewegung noch zog er ein Messer und setzte die geschliffene Klinge an den Hals des Gärtners.

»Okay, Onkel, okay, bis hierher war es noch Spaß, aber jetzt wird es ernst. Ich schneide dir deinen verdammten Faltenhals durch, wenn du nicht sofort dein Maul öffnest.«

»Was willst du denn?«

»Wo steckt mein Freund?«

Willy zwang sich zur Ruhe. Nur keinen Triumph zeigen. Um Himmels willen, immer so ängstlich wie möglich erscheinen. Seine Augen weiteten sich, er versuchte sogar ein Lächeln, was ihm jedoch nicht gelang. Nur seine Lippen zuckten einige Male.

»Wo, verdammt?«

»Das weiß ich nicht!«, hauchte er. »Ich – ich habe wirklich keine Ahnung, glaub mir doch.«

»Nein, ich glaube dir gar nichts. Hier läuft etwas Seltsames ab, verstehst du?«

»Möglich, aber…«

»Ich will es wissen, verflucht. Wo steckt mein Freund? Er kann sich nicht in Luft aufgelöst haben.«

Willy schielte auf die Klinge. Sie kam ihm vor wie ein tödlicher Spiegel. »Ich habe doch keine Ahnung«, jammerte er. »Ich – ich weiß es tatsächlich nicht.«

»Ich gebe dir drei Sekunden!«

»Du hast doch gesehen, dass ich – ahhh!« Ein scharfer Laut verließ Willys Mund.

Tobe hatte dem Messer ein wenig mehr Druck gegeben und es auch gekantet. Die Klinge hatte einen Spalt in die Haut geschnitten, aus der Blut tropfte.

»Auch wenn du mich tötest, ich habe ihn nicht verhext. Er war immer hinter dir.«

Tobe überlegte. Er schaute sich den kleinen Gärtner an, dann fluchte er, weil er zugeben musste, dass er so nicht weiterkam. Der andere hatte wohl Recht gehabt, und das Messer sank langsam nach unten, wobei eine dünne Blutschicht auf der Klinge zurückblieb.

»Was geht hier vor? Hier in dieser verdammten Luft. Zwischen den Pflanzen…«

»Nichts, nichts…«

Tobe schleuderte den kleinen Mann zuerst herum, dann hielt er ihn fest, als dieser neben ihm stand. Hart drückte er ihn an sich. An eine Flucht war dabei nicht zu denken. »Und jetzt, mein Freund, gehen wir den Weg wieder zurück. Du wirst das Licht einschalten und wir werden uns gemeinsam umsehen. Wenn ich Dobby dann nicht finde, schneide ich dir die Kehle durch.«

»Natürlich, Tobe, alles klar, du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Ich bringe alles in Ordnung, alles in die Reihe, verstehst du?«

»Hoffentlich.«

Tobe hielt Willy auch weiterhin fest. Der Gärtner spürte, wie sehr der andere unter Druck stand, denn er zitterte. Ob vor Angst oder vor Wut, das war Willy egal.

In dem Treibhaus regte sich kein Lüftchen. Und trotzdem bewegten sich auf dem linken Feld zwei hochragende Zweige.

Das sah auch Tobe. Er blieb stehen.

»Was ist denn los?«

»Schau nach links. Da sind zwei Pflanzen. Die – die haben ihre Blätter ausgestreckt wie Arme…«

»Na und?«

»Scheiße na und! Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Du willst mich hier fertig machen.« Er wollte noch weitersprechen, als er etwas hörte, das ihm wie ein leiser Angstschrei vorkam, der erst im letzten Augenblick unterdrückt worden war.

»Dobby!«, keuchte er.

Plötzlich war Willy vergessen. Er ließ ihn sogar los und trat dicht an das erhöht liegende Feld heran. Er wollte darüber hinwegschauen, was nicht möglich war. Doch zwischen den sehr hoch wachsenden Pflanzen fiel ihm etwas auf, das dort nicht hingehörte.

Es war ein bleicher Fleck, der sich verzerrte, der zwei Augen hatte, auch einen Mund. Ein Gesicht.

Es gehörte Dobby und es war in panischer Todesangst verzerrt.

Von den Armen, den Schultern oder von seinem Körper war nichts

mehr zu sehen, denn das Gesicht ragte aus einer Blüte hervor mit breiten, fleischigen Blättern, die einen Moment später zusammenklappten, sodass der Mann nichts mehr sah.

Die Pflanze hatte Dobby gefressen!

Für Tobe war dies eine furchtbare, eine grauenvolle Vorstellung, die er nicht begreifen konnte. In seinem Kopf tobte der Irrsinn, er fasste es einfach nicht, es war zu viel für ihn. Zwar gab es einige Geschichten und Märchen über Fleisch fressende Pflanzen, doch in der Realität war so etwas unmöglich.

Dennoch bewies Dobbys Verschwinden das Gegenteil.

Gleich mehrmals wischte Tobe über seine Augen. Aus dem offenen Mund drang ein scharfes Atmen. Er schaute nur auf diese eine Stelle, wo die Blüte noch manche anderen Gewächse überragte und sich nickend bewegte, als wollte sie ihm ihren Triumph kundtun.

Für Willy Manson lief alles wunderbar. Der kleine Gärtner war vollauf zufrieden.

Er hatte sich aus der unmittelbaren Nähe des Mannes gelöst. Lautlos ging er noch zwei Schritte zurück, weil er an eine bestimmte Stelle gelangen wollte.

Manson fand sich auch im Dunkeln in dem Treibhaus zurecht. Er wusste genau, wo bestimmte Dinge lagen. Dazu gehörte auch sein Werkzeug.

Mit einer sicheren Bewegung umfasste er den Griff einer Zange, deren Backen sogar Draht durchneiden konnten.

Er drehte sich um. Vor sich sah er den Rücken und einen Teil des Profils. Tobe war noch immer wie vom Donner gerührt. Was er erlebt hatte, wollte einfach nicht in seinen Kopf.

Willy hörte ihn atmen. Es waren Geräusche, die schon an die eines Tieres erinnerten, untermalt von jaulenden Schluchzlauten.

Gut, dachte der Gärtner. Besser konnte es für ihn gar nicht laufen.

Er wollte nicht mehr länger warten. Mit einer langsamen Bewegung hob er den rechten Arm und damit auch die Zange.

Wie ein dicker, breiter Finger ragte sie aus seiner Faust. Auch der Zweite hatte keine Chance. In dieser schwülfeuchten Luft würde er sein Leben aushauchen.

»He, Tobe!« Er sprach gerade so laut, dass der Kerl ihn hören konnte.

Tobe drehte sich um. Gar nicht mal schnell, eher wie jemand, der automatisch einen Befehl befolgte, mit seinen Gedanken aber ganz woanders war. Er starrte irgendwo ins Leere und besser konnte es für Willy im Prinzip nicht laufen. Alles war super.

Den rechten Arm hatte er bereits erhoben. Er visierte den Kopf des anderen an.

»Schau her, Tobe!«

Und Tobe tat ihm den Gefallen. Er befand sich in einem Zustand, wo

er alles getan hätte.
Willy schlug zu. Hart, zielsicher. Er schaute genau hin, wo der Treffer den Kerl erwischt hatte. Über dem rechten Auge wurde die Haut aufgerissen. Blut quoll aus der Wunde und Tobe schwankte.
Musste Willy noch einmal zuschlagen?
Der Gärtner wartete ab. Er beobachtete den Hundesohn, dessen Knie weich wurden, wobei sich gleichzeitig auf seinem Gesicht ein erstaunter Ausdruck abmalte.
Er hatte Schwierigkeiten, sich auf den Beinen zu halten. Mit einer Hand klammerte er sich an einem der großen, auf den breiten Tisch stehenden Pflanzenkästen fest. Dabei rutschte die Hand nach vorn, die Finger tauchten in weiche Erde.
Und Willy stand vor ihm. Er lachte. Dabei sah er aus wie ein kleiner Giftzwerg, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, alles zur Seite zu räumen, was ihm im Weg stand.
»Nun, Tobe…«
»Ge… gefressen«, keuchte dieser. »Er hat ihn einfach gefressen. Ver… verschluckt« Immer mehr Blut strömte aus der Wunde und rann über das Gesicht. »Ja«, erwiderte Willy fast hauchend. »Die Pflanze hat ihn gefressen, einfach so. Und sie wird nicht die Einzige bleiben, die hier frisst, mein Freund.«
»Ich – ich…«
»Du kommst auch noch an die Reihe!«
Tobe verzog das Gesicht. Es glich einem kleinen Wunder, dass er sich überhaupt auf den Füßen hielt.
Willy Manson schaute ihn aus eiskalten Augen an. Sein Blick wirkte sezierend, das aber merkte Tobe nicht. Er nahm kaum die Bewegung wahr, als etwas auf ihn zuraste.
Und da erwischte es ihn zum zweiten Mal. Wieder am Kopf und wieder sehr zielsicher. Diesmal aber endgültig. Nur Willy hörte den harten, dumpfen Laut, der andere nicht, denn er brach wie vom Blitz getroffen zusammen. Im Gang blieb er liegen.
Willy aber atmete tief durch. Er legte die Zange dorthin, wo er sie hergenommen hatte, und rieb sich die Hände. Er freute sich diebisch, er war drauf und dran, in dem Gang zu tanzen.
Dann lachte er. Nicht laut, sondern kichernd und fast wie eine überdrehte Hexe. Er ging dabei hin und her, streckte die Arme aus, streichelte und liebkoste seine Lieblinge, die ihn nicht im Stich gelassen hatten. Einer hatte er bereits zu fressen gegeben, auch die anderen sollten nicht hungern.
Willy verzichtete weiterhin auf das Licht. Das, was jetzt zu tun war, schaffte er auch in der Dunkelheit. Er bückte sich.
Tobe war so gefallen, dass sein Kopf zu ihm hinwies. Vom Gesicht des Mannes war nicht mehr viel zu erkennen, weil dicke Blutstreifen

darüber hinwegliefen.

Es war Willy auch egal, ob der Mann bewusstlos oder tot war. Ihm kam es einzig und allein auf die Pflanzen an, die ihre Nahrung zugeführt bekommen sollten. Nur auf diese Art und Weise würden sie sich auch weiterhin entwickeln können und die Freundschaft zwischen ihnen und dem Menschen tiefer werden lassen.

Willy bückte sich. Er schob seine Hände in die Achselhöhlen des Regungslosen und schleifte ihn tiefer in das Treibhaus des Schreckens hinein. Sehr weit brauchte er nicht zu gehen. Er wollte an einer gewissen Stelle stoppen, denn dort hatten sich in den letzten Tagen gewisse Pflanzen beinahe schon monströs entwickelt. Nicht nur ihnen war dies gelungen, auch die herrlichen Blumen waren entsprechend gewachsen, besonders die exotischen Orchideenarten.

In der Dunkelheit waren sie nur zu riechen. Bei Tageslicht aber entfaltete sich ihre gesamte Blütenpracht.

Willy fühlte sich wie beflügelt. Er war zu einem anderen geworden, und das hatte er gehofft. Sein Plan war in Erfüllung gegangen und seine Lieblinge würden auch zufrieden sein.

An einer bestimmten Stelle blieb er stehen. Er schaute noch über den Tisch hinweg und sah sich die Pflanze an, die er füttern wollte.

Sie rankte sich aus dem Wirrwarr in die Höhe und sah aus, als würde sie aus zahlreichen dünnen Armen bestehen, nicht dicker als die Körper von Schlangen, die man als tote Gegenstände in die Erde gesteckt hatte, damit sie wie Wächter alles überragten.

Er schaute sie mit glänzenden Augen sekundenlang an. Dabei überlegte er sich die passenden Worte und hatte sie auch sehr bald gefunden. »Keine Sorge, meine Kleine, du wirst deine Nahrung schon bekommen. Nichts soll dir vorenthalten werden, denn ich weiß sehr genau, wie hungrig du doch bist. Einen Moment noch.«

Nach seinen Worten bewegten sich die langen, gummiartigen Arme. Es sah so aus, als hätte die Pflanze alles verstanden.

Das freute Willy noch mehr. Endlich hatte er den Kontakt hergestellt, es hatte einfach sehr lange dauern müssen, nun aber würde er sich durch nichts von seinem Konzept abbringen lassen.

Er wuchtete den Körper hoch. Es war nicht einfach für ihn, denn Tobe war ziemlich schwer. Willy dachte daran, dass er den Boden von den Blutspuren säubern musste, aber dazu war morgen noch Zeit genug.

Willy kantete Tobe gegen den Rand des Tischs, schaute über ihn hinweg und bekam mit, dass sich die gummiartigen Arme abermals bewegten. Sie drückten sich jetzt in seine Richtung, als wollten sie ihn noch einmal sehr kräftig begrüßen.

Manson war zufrieden, sehr zufrieden sogar, und er machte weiter. Er umfasste die Beine der leblosen Gestalt, hob den Unterkörper an,

als ihm die Pflanze bereits entgegenkam.

Die Stängel nickten ihm zu. An ihren Enden rollten sie sich wie Schläuche zusammen, als wollten sie ihm Bescheid geben, dass er jetzt Unterstützung erhielt.

So war es dann auch. Die mordgierige und hungrige Pflanze wollte nicht mehr länger warten, sie war wild darauf, endlich wieder menschliche Nahrung zu bekommen.

Sie griff zu. Die Arme saugten sich fest. Sie setzten all ihre unerklärliche Kraft ein und zerrten den leblosen Körper in die Höhe.

Willy Manson schaute zu.

Er war einen Schritt zurückgegangen und lehnte mit dem Rücken am anderen Tisch. Seine Augen glänzten, der Mund war nicht geschlossen. Er sah so aus, als wollte er seinen Triumph in allen Phasen genießen, jede Sekunde einfach auskosten.

Die Pflanze besaß eine immense Kraft. Sie zerrte den leblosen Körper weiter. Die Beine und Füße schleiften durch die anderen Pflanzen, sie drückten sie zu Boden, knickten sie ab oder zerstörten sie ganz, was Willy nicht mochte. Er hatte den Eindruck, als hallten die Schreie der verletzten Pflanzen in seinem Kopf wider.

Die andere ließ nicht locker. Ihre schlangenähnlichen Arme waren noch weiter über den Körper geglitten und hatten den Mann jetzt in Fesseln gelegt.

Der Vergleich mit einem Kraken, der zahlreiche Arme hatte, kam Willy in den Sinn. Er freute sich.

Dann drehte die Pflanze ihr Opfer so herum, dass Willy noch das Gesicht sehen konnte. Es war durch das Blut dunkel geworden. Etwas jedoch konnte er genau erkennen. Die Augen öffneten und schlossen sich, als wollten sie dem Gärtner ein letztes Mal zublinzeln.

Und dann verschwand der Körper. Er wurde in die Tiefe gezerrt.

In der Nähe bewegten sich die anderen Blätter und Stängel. Unruhe entstand, weil sich die gierige Pflanze an Tobe zu schaffen machte.

Willy konnte nichts sehen. Er hätte sich schon auf eine Leiter stellen müssen.

So hörte er das Schreckliche. Es waren furchtbare Geräusche, die an seine Ohren drangen. Ein Schmatzen und Brechen, ein seltsam klingendes Schleifen, als wäre eine Messerklinge dabei, Haut abzustreifen.

Die fressende Pflanze zitterte, zuckte in gewissen Intervallen, die dann auftraten, als sie schluckte.

Ja, sie wurde satt. Es machte ihr Spaß, es tat ihr gut, es war einfach wunderbar, die Nahrung in der Nacht zu bekommen.

Willy Manson lauschte. Er hatte vor Freude feuchte Hände bekommen, seine Gedanken drehten sich allein um die Lieblinge, und er dachte auch an das Päckchen, das man ihm vor wenigen Tagen

zugeschickt hatte. Zuerst war er misstrauisch gewesen, nun nicht mehr. Dieser Dünger hatte sein Treibhaus in eine Mordfalle verwandelt.

Es roch plötzlich anders. Süßlich, nach Blut. Zum Glück war das andere Aroma so stark, dass es diesen Geruch überlagerte.

Der Gärtner war sehr zufrieden. Er drehte sich nicht mehr um, als die Geräusche verstummt waren. Am Ende des Treibhauses befand sich seine kleine Bude.

Es war nur ein Raum, in dem ein Tisch und ein Stuhl standen. Ansonsten beherbergte er das Werkzeug des Gärtners, das neben einem schmalen Holzschrank an der Wand lehnte.

Willy nahm auf dem Stuhl Platz. Er streckte seine Beine aus. Es war eine Geste der Zufriedenheit und auch das Lächeln auf seinem runden Gesicht zeigte nichts anderes.

Der Anfang war gemacht, die erste große Hürde überwunden. Er würde dafür sorgen, dass seine Lieblinge stets genügend Nahrung bekamen und immer höher wuchsen…

***

Jede kleine Stadt hat ihr Industriegelände. Das wird meist dort angesiedelt, wo wenig Menschen wohnen.

Dieses Gelände im Norden lag ziemlich für sich allein. Einige große Firmen hatten dort Niederlassungen. Straßen führten durch das Gelände. Die meisten davon relativ breit, wegen der Lastwagen.

Die Firma, der wir einen Besuch abstatten wollten, hieß schlicht und einfach Präsent-Service. Dahinter konnte sich alles und nichts verbergen. Was es genau war, würden wir schon herausfinden.

Der Komplex war in Fertigbauweise errichtet worden. Sehr schmucklos, mit nur wenigen Fenstern.

Ich parkte neben einem kleinen Truck und stieg aus. Auch Suko verließ den Wagen. Es versetzte mir einen Stich, als ich das sah.

Noch immer sah ich ihn als normalen Erwachsenen, doch wie er jetzt aus dem Rover stieg, wirkte es einfach furchtbar.

Ich hatte einen neuen Wagen bekommen, denn der andere war erst vor Tagen ein Opfer der Flammen-Zombies geworden. Man hatte mir bei der Übergabe nahe gelegt, demnächst besser auf mein Auto Acht zu geben. So etwas konnten sich auch nur Typen erlauben, die keine Ahnung hatten und bei uns als Sesselfurzer arbeiteten.

»Sieht ja harmlos aus«, meinte Suko.

»Finde ich auch.«

»Schau nur nicht hinter die Fassade.«

»Und gerade das wollen wir doch.«

Suko lachte und ging als Erster auf den Eingang zu. Wir hatten uns telefonisch angemeldet und wurden bereits erwartet. In der Halle

stand ein junger Mann im dunkelgrauen Kittel, der sich als Sylvester Abbot vorstellte und den Vertriebsleiter spielte.

»Haben wir mit Ihnen telefoniert?«

»Nein, mit dem Chef. Aber der erwartet Sie später in seinem Büro. Er ist noch beschäftigt. Termine, wissen Sie?«

»Eigentlich wollten wir ja mit ihm reden.«

»Können Sie auch, Mr. Sinclair, nur etwas später.« Er schaute dabei nicht mich an, sondern warf Suko immer wieder forschende Blicke zu, die dieser geflissentlich übersah.

»Und was haben Sie sich gedacht, Mr. Abbot?«

Der rückte an seiner Brille mit dem blauen Gestell. »Ich bin der Meinung, dass es Sie interessieren könnte, was wir alles vertreiben. Wir könnten einen Gang durch unser Lager machen.«

»Okay, nichts dagegen.«

»Dann darf ich vorgehen?«

»Bitte.«

Wir blieben hinter ihm und ich sah, dass Suko zu mir hochschaute.

Sein Gesicht zeigte keinen begeisterten Ausdruck und ich fragte nach dem Grund.

»Kann ich dir auch nicht genau sagen. Ich, habe den Eindruck, dass wir vorgeführt werden sollen.«

»Abwarten.«

Es war kein weiter Weg, bis wir das Lager erreicht hatten. Wie ich es mir schon gedacht hatte. Es war der Komplex ohne Fenster. Dennoch strömte Luft in den Raum, und zwar aus schräg gestellten Klappen, die sich auf dem Dach der Halle befanden.

Sie war ziemlich groß und das musste sie auch sein, um das breite Fließband aufnehmen zu können, das den Raum durchzog und ein großes Oval bildete.

Zahlreiche Frauen arbeiteten innerhalb des Ovals. Außen standen die bis zur Decke reichenden Metallregale. Sie waren mit Waren der unterschiedlichsten Art gefüllt. Was sich genau in den dort lagernden Kartons befand, wussten wir nicht.

Bevor wir den Rundgang begannen, hatte ich noch eine Frage an den Vertriebsleiter. »Ich habe mich über Ihre Anzeige gewundert. Sie geben nur eine Telefonnummer an.«

»Das stimmt.«

»Und warum?«

»Sehen Sie, Mr. Sinclair, wir sind eben eine Firma der Überraschungen Die Leute muss man heutzutage neugierig machen, nur dann kann man sie aus der Reserve locken. Wir bekommen viele Anrufe und jeder Dritte bringt uns einen Erfolg.«

»Was verkaufen Sie denn?«, wollte Suko wissen.

Er hatte zum ersten Mal gesprochen. Als Mr. Abbot seine Stimme

hörte, schrak er zusammen. Nicht jedes Kind sprach schließlich mit dem Organ eines Erwachsenen.

»Ist was mit deiner Stimme?«

»So ähnlich.«

»Also«, sagte ich, »was verkaufen Sie? Was kann ich bei der Firma Präsent Service bestellen.«

»Geschenke der außergewöhnlichen Art. Gaben, die anders sind, die einen Menschen glücklich machen.«

»Und was macht sie glücklich?«

»Das kommt auf den Menschen an.«

»Hören Sie, Mr. Abbot, ich will eine konkrete Antwort von Ihnen haben, kein Wischiwaschi.«

Er war beleidigt. »Nun ja«, sagte er mit wesentlich veränderter Stimme. »Wir versenden weder Kleidung noch Spielzeug, dafür aber esoterische Literatur. Wir versenden auch die entsprechenden Pulver und Pasten, die man einsetzt, um sich zu verändern, um Geist und Seele zu trennen. Wir sind dabei, Verfahren zu entwickeln, um die Mind-Machines noch besser zu machen. Wir wollen die Käufer einfach auf die Schiene des Glücks bringen.«

»Sie machen aus den Schwachen die Starken.«

»Ja, so steht es in der Anzeige.«

»Durch die Pulver?«, fragte ich.

»Nicht nur durch sie.«

»Lassen Sie uns den Rundgang beginnen«, schlug ich vor. Ich hatte das Gefühl, ins Leere geschlagen zu haben. In diesem Laden würden wir nichts Verdächtiges entdecken.

Es war ja hinlänglich bekannt, dass es Versandhandel gab, die alles Mögliche verkauften. Vom magischen Ring über den Armreif bis hin zur Krone oder den geheimnisvollen Steinen, die als Glücksbringer dienten. Und all dieses Zeug rollte auch auf dem Fließband an uns vorbei, denn durch eine Lücke hatten wir das Innere des Ovals betreten, wo die fleißigen Hände der Mitarbeiter dabei waren, all die bestellten Waren in die unterschiedlich großen Behälter zu packen.

Das Geschäft florierte, denn von einem Stillstand konnte keine Rede sein.

Ich räusperte mich einige Male, weil mir der Geruch nicht gefiel.

Die Luft war bestückt mit zahlreichen Aromen. Wo sie allerdings genau herstammten, wusste ich nicht.

Glücksbringer sahen wir ebenso wie getrocknete Pflanzen, die aus fremden Ländern stammten. In einer Ecke stapelten sich Bücher. Ein jeder Titel versprach den Menschen das höchste Glück, wobei ich mich fragte, weshalb es dann noch so viele unglückliche Personen gab.

»Haben Sie auch Nachbestellungen?«, wollte ich wissen.

Da lachte er auf. »Natürlich haben wir die. Wer einmal mit uns

Kontakt gehabt hat, kommt so leicht nicht los davon, das kann ich Ihnen versichern.«

Die nächste Frage stellte Suko. Damit überraschte er den Vertriebsleiter. »Was ist denn Ihr Hit?«

»Wie – wie – bitte?«

»Ich meine damit Ihren Verkaufsschlager. In jeder Firma gibt es doch Produkte, die besonders gut laufen und sehr gern gekauft werden. Ist das bei Ihnen anders?«

»Im Prinzip nicht, aber wir haben mehrere Verkaufsschlager. Regelrechte Renner.«

»Da muss doch einer an der Spitze liegen.«

»Das ist unser Kupferreif.«

»Aha.«

»Er ist wirklich gut. Wir haben schon zahlreiche Dankschreiben bekommen, die Kunden bestellen ihn immer wieder. Er ist ein irrer Schlager geworden.«

Abbot schwärmte noch weiter von ihm. Ich schaute mich um. Die Frauen, die hier beschäftigt waren, kümmerten sich nicht um uns.

Sie packten alles ein, was das Band ihnen brachte. Dabei waren die Pakete, Päckchen und Kartons von unterschiedlicher Größe. Mir fiel auf, dass auch Ampullen eingepackt wurden. Sie waren relativ groß, und man hatte die Behälter mit bestimmten Flüssigkeiten gefüllt, die verschiedene Farben aufwiesen. Mal war es eine grüne, mal eine rote, dann eine graue oder gelbe Masse.

Ich fragte Abbot danach.

Der drehte sich scharf um. »Ah, diese Dinge meinen Sie. Ja, die gehören auch zu unseren besten Waren.«

»Was ist der Inhalt?«

»Eine Masse, die sich aus den unterschiedlichsten Ingredienzien zusammensetzt.«

»Was bewirkt sie?«

»Das ist auch unterschiedlich. Es gibt zum Beispiel welche, die lockern die Seele eines Menschen…«

»Was bitte?«

Er lachte. »So nennen wir es. Die Menschen werden leichter, sie nehmen das Leben nicht mehr so schwer, sie öffnen sich für andere Dinge, die sind einfach glücklich.«

»Drogen?«, fragte Suko.

Abbot trat hastig einen Schritt zurück. »Um Himmels willen, nein, damit haben wir nichts zu tun!«

»Aber die Wirkung ist die gleiche oder?«

»Ja – möglich, nur haben wir unsere Produkte von Mitarbeitern freier Institute analysieren lassen, und es sind wirklich keine Spuren von Rauschgiften gefunden worden. Diese Produkte beruhen auf rein

pflanzlicher Basis. Sie sind nach sehr alten Rezepten hergestellt worden, die zumeist aus dem Ausland kommen.«

»Übernehmen Sie das auch?«

»Nein, wir kaufen sie nur an und vertreiben sie. Mit der Herstellung haben wir nichts zu tun.«

»Dann stufen Sie diese Mittel also nicht als gefährlich ein, wie ich das sehe.«

»So ist es.«

»Haben Sie selbst schon welche probiert?«

»Aber ja«, sagte er. »Ich fühlte mich danach gut und unheimlich kreativ.«

Das war seine Sache, ich dachte anders darüber. Soeben glitt eine dieser Ampullen auf uns zu. Bevor sie uns passierte, hob ich sie an, weil mir die Farbe aufgefallen war, denn sie zeigte ein dunkles Rot, beinahe wie Blut.

»Und das hier?«, fragte ich.

Abbot lächelte. »Was meinen Sie, Mr. Sinclair? Denken Sie dabei an Blut? Ja, das denken Sie bestimmt.«

»Es ist auch keine Kunst.«

»Da haben Sie im Prinzip Recht. Nur hat diese Flüssigkeit mit Blut überhaupt nichts zu tun.«

»Womit dann?«

Er wiegte den Kopf, strich über sein glattes Haar und schaute zur Decke. »Dieses Produkt ist eigentlich ganz neu. Wir beschreiten damit einen völlig neuen Weg.«

»Wo führt der hin?«

»Nicht zum Menschen, Mr. Sinclair. Wir sind Freunde der gesamten Natur.« Er unterstrich die Worte durch Handbewegungen. »Wir wollen, dass auch die Tiere glücklich werden…«

»Dann ist diese Suppe für Tiere gedacht?«, fragte Suko.

»Nein, für Pflanzen.«

Wir schluckten beide. »Wie bitte?«, fragte ich. »Für Pflanzen? Habe ich Sie richtig verstanden?«

»Für Pflanzen, dazu gehören auch die Blumen.« Er lachte. »Es mag für Sie überraschend klingen, aber wir alle hier sind der Meinung, dass nicht nur Menschen eine Seele haben, sondern auch die Pflanzen. Und das wiederum haben einige Forscher herausgefunden. Wir wollen mit unseren Produkten auch die Pflanzen glücklich machen.«

»Wie toll.«

»Ja, finde ich auch.«

Ich legte die Ampulle wieder auf das Band. »Und womit, so frage ich Sie, macht man Pflanzen glücklich?«

»Das ist unser Betriebsgeheimnis. Die genaue Zusammensetzung ist eigentlich nur einer Person bekannt. Mr. Fletcher nämlich. Er ist der

Chef, er weiß Bescheid, er hat es entwickelt.«

»Und mit ihm genau wollten wir sprechen«, sagte ich.

Abbot warf einen Blick auf die Uhr. »Keine Sorge, das klappt bestimmt. Er ist zudem allein. Seine Sekretärin hat sich heute frei genommen. Ein Trauerfall in der Familie. Eigentlich könnten wir es jetzt versuchen. Oder wollen Sie sich hier noch ein wenig umschauen und die Regale inspizieren? Wobei Sie dort kaum etwas anderes finden werden als das, was auf dem Band an Ihnen vorbeirollt.«

»Nein, danke«, sagte ich, »das reicht uns.«

»Dann darf ich vorgehen?«

»Gern.«

Er hatte sich nicht aus der Fassung bringen lassen. Dieser Sylvester Abbot gehörte zu den Typen, die so leicht nicht zu packen waren.

Die verkauften selbst noch ein Maschinengewehr als harmloses Spielzeug.

Suko hatte sein bedenkliches Gesicht aufgesetzt. Ich fragte ihn deshalb: »Geht es dir noch immer quer?«

»Ja.«

»Und warum?«

Er hob die Schultern. »Ich kann es dir nicht sagen. Es ist ein Gefühl, das sich nicht vertreiben lässt.«

Ich hob die Schultern. »Wir werden jedenfalls mit diesem Mr. Fletcher reden.«

»Und wenn es nichts bringt?«

»Haken wir die Sache ab.«

»Du kannst sie abhaken, ich nicht.«

»Ach ja?«

Suko nickte heftig. »Ich werde sie nicht abhaken. Ich weiß, dass hinter dieser Sache mehr steckt. Noch ist es nur ein Gefühl, John, aber diese komischen Glücklichmacher und Seelenstreichler, die passen mir nicht ins Konzept. Das mag noch so harmlos zu erklären sein, ich rechne damit, dass es in eine bestimmte Richtung geht.«

»In welche?«

»Nicht in eine esoterische. Oder dorthin auch. Ich dachte mehr an die Seitenströmungen, weil ich glaube, dass sie die eigentliche Macht sind, die dahinter steckt.«

»Wenn das deine Meinung ist, okay. Ich jedenfalls lasse mich überraschen.«

Wir hatten die Halle verlassen. Mr. Abbot hielt uns eine Glastür auf. Durch sie betraten wir den anderen Teil des Gebäudes, wo die Verwaltung untergebracht war.

»Darf ich Sie bitten, die Treppe zu benutzen? Es ist im ersten Stock.«

Abbot ging wieder vor. Dann durchschritt er einen Flur bis zum Ende. Vor der letzten Tür blieb er stehen, öffnete sie und ließ uns in

ein Vorzimmer treten.

Es war leer. Ein verwaister Schreibtisch, eine elektrische Schreibmaschine, zwei große Pflanzen, die schon fast die Decke erreicht hatten.

Mir fiel auf, dass Abbot nervös geworden war und die Pflanzen anstarrte.

»Haben Sie was, Mr. Abbot?«

»Nein, im Prinzip nicht. Nur«, er räusperte sich und schüttelte den Kopf, wobei er auf die Pflanzen zeigte, »diese kenne ich ja. Ich habe sie erst gestern gesehen.«

»Ja und?«

»Da kamen sie mir kleiner vor, Mr. Sinclair. Wenn ich ehrlich sein soll, sogar viel kleiner.«

Ich gab die Antwort etwas spöttisch. »Sie wollten doch glückliche Pflanzen haben. Jedenfalls sagten Sie uns das. Jetzt sind die Pflanzen glücklich geworden und gewachsen. Vielleicht hat die Sekretärin sie mit dem hauseigenen Präparat gefüttert.«

Sein Lächeln war sehr gequält. Er enthielt sich einer Antwort und schritt auf die Tür zum Chefzimmer zu, die er mit zwei langen Schritten erreichte.

Er klopfte an, erhielt keine Antwort, klopfte noch einmal und ließ den Arm sinken. Dann drehte er sich um.

»Mr. Flechter scheint nicht anwesend zu sein. Dabei hat er versprochen, auf uns zu warten.«

»Ist das denn schon öfter vorgekommen?«, fragte ich ihn.

»Nein, eigentlich nie.«

»Dann gehen Sie hinein, bitte.«

»Ja, das werde ich auch machen«, murmelte er.

»Mein Gefühl«, flüsterte Suko, »sagt mir genau, dass da etwas nicht in Ordnung ist.«

»Werden wir gleich sehen.«

Abbot war vorgegangen, aber auf der Schwelle stehen geblieben.

Die Tür hatte er aufgedrückt, hielt mit der Rechten die Klinke noch wie einen Rettungsanker fest.

»Mr. Fletcher?«, hörten wir ihn fragen, dann drehte er sich um.

»Sorry, aber er ist nicht da. Das ist nicht normal.«

Ich ging auf ihn zu. »Darf ich?«, fragte ich ihn und drückte ihn kurzerhand zur Seite, wobei die Tür bis zum Anschlag aufschwang und ich freie Bahn hatte.

Das Büro war nicht sehr groß, sehr zweckmäßig eingerichtet, ohne Prunk und Protz. Der Schreibtisch, die gepolsterten Besucherstühle, der Computer, das alles kannte ich, es fiel in einem Büro nicht weiter auf.

Anders die große Pflanze. Sie war noch mächtiger als die beiden im

Vorzimmer. Sie stand neben dem Fenster, hatte sich aber zum Licht hingedreht, sodass sie eine schiefe Haltung angenommen hatte. Ihre Stängel waren dick, die Blätter zahlreich. Und dieses üppige, glitschige, fette Grüne umklammerte ein Bein, das aus der grünen Masse hervorragte.

Jetzt wusste ich, wo Mr. Fletcher war…

***

Bisher hatte nur ich diese schaurige Entdeckung gemacht, weil ich in einem bestimmten Winkel zu dieser Horrorpflanze stand. Ich spürte in mir noch keine Reaktion, dachte nur daran, dass mein Freund Suko mit seinem Gefühl Recht behalten hatte. Dieser Fall war alles andere als harmlos. Er war zu einem skurrilen, grausamen Drama ausgewachsen, und für einen Moment hegte ich die Hoffnung, dass Schuh und Bein nicht echt waren und man sie einfach als künstliches Gebilde in diesen Pflanzentopf geschoben hatte.

Meine Haltung war auch Sylvester Abbot aufgefallen. Er sprach mich an und wollte wissen, was ich hatte.

»Gehen Sie«, sagte ich. »Verlassen Sie das Zimmer!«

»Aber ich…«

»Hauen Sie ab, Mann!«

Diese Sprache lag mir zwar nicht, sie war die Einzige, die er verstand. Hastig zog er sich zurück. Ich schaute mich um.

Suko war in das Büro gehuscht. Auch er hatte noch nichts entdeckt und fragte nur: »Was ist denn los?«

Ich wies mit der Zeigefingerspitze auf die Pflanze und genau dorthin, wo der Schuh aus der Lücke zwischen Stängel und Blättern hervorragte.

Jetzt bewegte er sich. Er ruckte nach unten, als hätte etwas in der Blumenerde daran gezogen.

Das hatte auch Suko gesehen. Ich hörte ihn saugend einatmen.

Gleichzeitig verlor sein Gesicht Farbe und seine Augen wurden zu starren Kugeln.

»Mein Gefühl«, hauchte er.

»Ja, du hattest Recht.«

»Ist es Fletcher?«

»Ich gehe davon aus.« Bisher hatte ich mich nicht bewegt, was ich nun änderte. Ich ging mit vorsichtigen Schritten auf die Pflanze zu.

Sie hatte sehr lange Stiele. Ich konnte mir gut vorstellen, dass mir diese plötzlich entgegenschnellten.

Sicherheitshalber holte ich meinen Dolch hervor, und als ich die Waffe in die Nähe eines Blatts brachte, da rollte es sich zusammen, als hätte es Angst bekommen.

Ein Beweis für eine andere Kraft, für eine fremde Magie, die im

krassen Gegensatz zu der meines Kreuzes stand.

Ich hörte auch etwas. Ein leises Brodeln und Zischen. Es drang aus dem Topf hervor, in dem die Pflanze steckte.

Automatisch senkte ich den Blick, um genauer hinzuschauen.

Dann krampfte sich mein Magen zusammen. Ich fühlte mich von einem Moment zum anderen sauelend, denn die Erde war ein brodelndes Gemisch aus einer dunklen, Blasen werfenden, sirupartigen Flüssigkeit, in der zudem etwas Helles, Bleiches schwamm. Es waren Gebeine!

Fletchers Gebeine, denn die Flüssigkeit hatte ihm das Fleisch von den Knochen gelöst. Vielleicht war er auch von den Pflanzen verschluckt worden, die anschließend die Knochen wieder ausspien, weil sie diese nicht verdauen konnten.

In diesem Moment hätte ich mich am liebsten weit weg gewünscht, aber ich war hier, und ich fetzte plötzlich mit meinem geweihten Silberdolch in diesen Wirrwarr vor mir.

Ich war hasserfüllt gegen diese Pflanze und schlug mit dem Dolch zu wie mit einer Machete.

Während dies geschah, ließ ich die Pflanze nicht aus den Augen und bekam mit, dass sie tatsächlich lebte, denn sie wollte sich wehren. Nicht dort, wo meine Waffe ihre Blätter abhackte oder einschnitt, sondern weiter zurück, mehr im Hintergrund, wo ich mit dem Dolch nicht hinreichte.

Dort bewegten sie sich voller Hektik. Sie schnellten zur Seite, sie peitschten vor, sie schlugen um sich, sie waren wie wahnsinnig, ringelten sich zusammen, um einen Augenblick später wie heftig geschlagene Peitschenschnüre in meine Richtung zu schnellen.

Ich kämpfte dagegen an.

Sie erwischten mich, aber ich erwischte auch sie. Ich schlug mit dem Dolch gegen die Stiele, und diese Waffe schaffte es, die verdammte Pflanze dort, wo sie getroffen wurde, abfaulen zu lassen.

Als braungraue Masse sackte sie zusammen. Sie stank widerlich, sonderte allerdings keinen Schwefelgeruch ab, sondern mehr einen in Richtung altes, stockiges Blut.

Ich schaffte sie, bevor sie mich schaffte. Ab und zu hatte sie mich berührt, da war sie gegen mich geschlagen, ich hatte auch den Druck gespürt, aber sie war nicht durchgekommen, und als ich meinen Jackenärmel betrachtete, da hing an gewissen Stellen ein widerlich, brauner, zäher Schleim, der wie die Masse eines Ghouls zu Boden tropfte.

»Meine Güte, John, das war verdammt hart!«, hörte ich Suko flüstern. Er trat näher an das Gefäß heran und schaute sich den stinkenden, brodelnden Inhalt genauer an.

»Er hat sich aufgelöst«, sagte ich, »ein Mr. Fletcher hat sich aufgelöst.

Die Pflanze hat sich von ihm genährt. Sie hat ihren Hunger gestillt. Das ist widerlich.«

Suko sagte etwas, das sich lächerlich anhörte, aber es auf keinen Fall war. »Dabei sah sie aus wie ein Gummibaum, der doppelt oder dreifach so hoch und breit geworden ist.«

»Es war auch einer.«

Wir beide schauten zu, was mit diesem ehemaligen Monstrum geschah. Noch war es vorhanden, aber längst nicht mehr so wie noch vor Minuten. Es bewegten sich ausschließlich Reste, es sackte ineinander, es bildete Schlieren, und die Reste kippten hinein in den brodelnden Topfinhalt, wo sie dann endgültig aufgelöst wurden.

»Was ist das nur?«, murmelte ich.

Obwohl die Lage nicht zum Lachen war, konnte Suko nicht anders. »Das kann ich dir sagen, John. Erinnere dich an unsere Besichtigung. Hat dieser Abbot noch von irgendwelchen Glücklichmachern gesprochen? Nicht nur Menschen und Tiere sollen glücklich werden, die Pflanzen ebenfalls. Nur habe ich mir das Glück immer anders vorgestellt, wenn ich ehrlich sein soll. Auch für Pflanzen.«

»Es war die rote Masse.«

»Das glaube ich auch.«

Ich ging zur Seite, weil ich nachdenken musste. Suko ließ mich in Ruhe. Dann fasste ich meine Gedanken in wenigen Sätzen zusammen.

»Suko, wir beide wissen, dass dies ein Versandhandel ist. Das heißt, diese Firma versendet ihre Waren. Nicht nur Amulette oder Steine, auch diese verfluchten Ampullen. Jetzt würde ich gern wissen, wie viele dieser Ampullen bereits ihre Kunden erreicht haben oder noch auf dem Weg sind und bald bei ihnen eintreffen werden. Ich wage nicht, daran zu denken und hochzurechnen. Wir haben zudem vor Jahren mal mit einem ähnlichen Phänomen zu tun gehabt, als ein ganzes Hotel von Riesenpflanzen überwuchert werden sollte, aber das hier kann schlimmer enden, weil wir nicht wissen, wohin die Ampullen mit dem Teufelszeug verschickt wurden.«

»Da muss es doch eine Liste geben.«

»Ja. Und die hat der Vertriebsleiter bestimmt.«

»Ich rede mit ihm.« Suko ging auf die Tür zu. Ich drehte mich noch einmal um.

Von der menschenfressenden Pflanze war nichts mehr zu sehen.

Nur eine braune Brühe mit bleichen Gebeinen als Inhalt schwamm im Topf. Dieses Schicksal hatte ein gewisser Mr. Fletcher bestimmt nicht erwartet.

»John!«

Sukos Schrei ließ mich herumfahren.

»Verdammt, John, du musst kommen! Die Hölle ist hier los, die Hölle, und ich…« Seine weiteren Worte waren nicht mehr zu hören,

weil sie in einem dumpfen Gurgeln erstickten.

Ich aber hetzte los! Auf der Schwelle blieb ich stehen, rutschte noch nach vorn und fing mich wieder.

Auch im Vorzimmer standen zwei Pflanzen. Ich hatte sie vorhin gesehen und als völlig normal und harmlos eingestuft, aber das waren sie nicht mehr, denn auch sie lebten.

Sie hatten ihre mit Blättern bedeckten und gewaltigen Stiele nach vorn gedrückt, sodass sie wie ein Dach wirkten, das jedoch nicht schützte, denn die unteren Enden hielten den Körper des Kindes Suko umschlungen und hatten ihn sogar angehoben.

Suko konnte nicht mehr schreien, weil sich einer dieser verfluchten Arme quer über seinen Mund gelegt hatte.

Über Suko schwebte eine offene, bläulich schimmernde und mich an verdorbenes Fleisch erinnernde Blüte wie ein gieriger, weil aufgerissener Rachen, der jeden Augenblick zuschnappen konnte, um das lebendige Opfer zu verschlingen.

Es war ein Albtraum, der allerdings mit Suko nicht beendet war, denn im Gestrüpp der Pflanzen hatte sich Sylvester Abbot verfangen wie in einem Netz.

Da kam er einfach nicht mehr heraus, sosehr er sich auch abmühte und um sich schlug.

Die Stängel und Stiele ließen sich zwar bewegen, aber sie waren ungemein zäh und setzten ihm einen beträchtlichen Widerstand entgegen, denn sie pressten sich eng um ihn, um den Mann allmählich zu strangulieren und dann zu verschlucken.

Aber Suko schwebte in noch größerer Gefahr. Ich zog meine Beretta und feuerte eine Kugel schräg in diese maulartige Blüte hinein. Es patschte, ein Loch entstand, die Blüte sackte zusammen und kroch ineinander, als sie verfaulte.

Dann nahm ich wieder den Dolch. Ich hackte voller Wut und Hass die dicken, klebrigen Halme auseinander, die meinen Freund hielten. Er fiel zu Boden, ich fing ihn ab. Keuchend lief er zur Seite, während ich mich um den zweiten Gefangenen der Horrorpflanze kümmerte.

Ich wollte ihn lebend, auch wenn er nicht mehr so aussah. Wie ein bleiches, regloses Gespenst hing er zwischen den einzelnen Armen, den Mund aufgerissen, wobei leise, röchelnde Laute über seine Lippen drangen.

Es würde nicht einfach für mich werden, den Mann zu befreien, da ich zusätzlich darauf achten musste, ihn nicht zu verletzen.

Er kam mir vor wie die Fliege im Spinnennetz. Abbot versuchte alles, vergeblich. Wenn er sich etwas Platz geschaffen hatte, griffen die Arme immer wieder nach, schnellten und peitschten gegen ihn, um ihn festzuhalten.

Wieder nahm ich den Dolch. Seine Kraft, seine außergewöhnliche

Magie machte die Befreiung erst möglich.

Ich schnitt schräg von oben nach unten, ebenfalls in die entgegengesetzte Richtung und befreite Abbot zunächst von den Armen, die seinem Gesicht ziemlich nahe waren.

Er drückte es mir entgegen. Würgend hörte ich ihn atmen. Sein Mund war weit aufgerissen. Speichel rann hervor, aber noch hing er fest, auch wenn die von mir erwischten Pflanzenarme allmählich verfaulten und wie braune, feuchte Arme zu Boden hinge Ich schnitt weiter. Säbelte wie verrückt. Querschnitte, dazwischen wieder das Hacken der Waffe, als wäre sie eine Machete.

Und die Pflanzenreste fielen. Sie lösten sich auf, sie zogen sich zusammen, sie sonderten einen fauligen Geruch ab. Schließlich war es so weit. Mit der linken Hand griff ich zu und zerrte Sylvester Abbot zu mir heran.

Er fiel mir entgegen, prallte in meine Arme und war nicht mehr in der Lage, auch nur ein Wort zu sprechen. Was aus seinem Mund drang, war eine Mischung aus Weinen und Husten.

Das alles war nicht weiter tragisch. Für mich zählte nur, dass der Mann noch lebte.

Suko rollte einen Stuhl heran, auf den ich Abbot niederdrückte. Er kippte nach hinten, die Lehne hielt ihn.

»Ich hole Wasser.« Suko verschwand.

Abbot saß in einer sicheren Distanz zu der Pflanze, sodass ich mich wieder um sie kümmern konnte. Meine Schläge hatten nicht ausgereicht, sie vollends zu vernichten. Sie war nur dort verfault, wo ich sie getroffen hatte.

An anderen Stellen wies die Pflanze noch immer diese schmierige, sattgrüne Farbe auf, aber die Haltung der Blätter hatte sich verändert. Sie wiesen nicht mehr in die Höhe. Die meisten von ihnen waren geknickt, sie zeigten schräg nach unten und machten auf mich einen traurigen Eindruck, als wäre ihnen das Leben genommen worden.

Suko kehrte mit einem gefüllten Glas zurück. Er hielt es Abbot gegen die Lippen. Der Mann trank, ohne es richtig zu bemerken. Er stand noch unter Schock und schluckte automatisch.

Suko räusperte sich, als er das leere Glas auf den Schreibtisch stellte. »Das waren zwei Pflanzen, John«, sagte er. »Ich frage mich, wie viele noch diese verfluchte Magie in sich haben und hier im Gebüsch verteilt stehen.«

»Keine Ahnung.«

»Aber Abbot müsste es wissen.«

»Und ob.« Ich trat neben ihn. Er hatte sich wieder einigermaßen erholt, schaute zu mir hoch und streckte mir seine zitternde Hand entgegen. »Ich glaube, ich muss mich bei Ihnen bedanken, Mr. Sinclair.«

»Nicht nötig.«
»Himmel, wenn Sie nicht gewesen wären, gäbe es mich nicht mehr. Das ist wie ein Wunder.«
»Was sagen Sie zu den Pflanzen?«
Da senkte Abbot den Kopf. Seine Haut war schweißnass. Er nahm sich Zeit, hob die Schultern und wollte wissen, wie ich die Frage gemeint hatte.
»Sie waren doch davon überzeugt, dass die Gesamtheit der Natur glücklich werden soll. Dazu zählten Sie auch die Pflanzen. Jetzt haben Sie gesehen, was passieren kann.«
»Das verstehe ich nicht. Nein, Sinclair, ich kann es nicht fassen.« Er suchte nach seiner Brille, die aber hatte er verloren. Sie hing irgendwo zwischen den braungrünen Pflanzenresten.
»Ja, das habe ich gesehen, aber fragen Sie mich nicht, wieso das geschehen konnte.«
»Denken Sie mal zurück an das Lager, Mr. Abbot. Sie haben uns an das Band geführt.«
»Ich weiß.«
»Und dort liefen gewisse Ampullen an uns vorbei. Eine davon war mit einer Flüssigkeit gefüllt, die mich an Blut erinnerte. Sie sagten, dass es kein Blut sei, sondern etwas völlig Neues. Ein Saft, der Pflanzen glücklich macht.«
»Das dachte ich.«
»Okay, kommen wir zur Sache. Wie viele dieser Ampullen haben Sie bisher versandt?«
»So gut wie keine.«
»Und die auf dem Transportband?«
Er winkte ab. »Die werden gesammelt und gehen erst morgen raus. Ich meine…« Abbot sprang plötzlich auf. »Meine Güte, die muss ich stoppen. Sofort stoppen.«
»Das meine ich auch.«
In den nächsten fünf Minuten telefonierte er mehr als hektisch und wäre vor Erleichterung beinahe zusammengebrochen, als er es endlich geschafft hatte.
Ich wollte genauere Zahlen wissen, aber Abbot musste sich zunächst fangen. »Es sind nur fünfzehn Bestellungen gewesen, die haben wir jetzt abgefangen.«
»Und welche Menge ist schon draußen?«, fragte Suko.
Abbot starrte Suko nachdenklich an. »Tut mir Leid, aber das kann ich so nicht sagen.«
»Sie könnten doch nachschauen.«
»Ja, das wäre eine Möglichkeit.«
»Dann tun Sie es bitte.«
Es gefiel uns nicht, den Mann so zu hetzen, aber uns blieb keine

andere Wahl. Alles musste schnell gehen. Verlorene Zeit konnte bedeuten, dass wir den gesamten Fall verloren und es noch mehr Tote gab.

Abbot stand auf. Unsicher ging er zur Tür des Chefzimmers. Sein Gesicht zuckte, als er sprach. »Ich – ich muss dort hinein an den Computer, verstehen Sie?«

»Dann bitte.«

Er ging. Es war klar, dass er sich fürchtete, deshalb begleitete ich ihn. Zusammengefallen hockte er vor dem Computer. Seine Finger schwebten zitternd über der Tastatur. Er bewegte die Arme und synchron dazu auch die Augen. Angst hielt ihn umfangen.

Ich beruhigte ihn und stellte ihm persönlich den Apparat ein.

»Kann das Programm sofort abgerufen werden?«, wollte ich wissen.

»Das geht.«

Ich sagte nichts mehr. Abbot riss sich zusammen. Er rieb über seine Augen, sicherlich fehlte ihm die Brille. Deshalb brachte er sein Gesicht auch sehr nahe an den Bildschirm, um die dort entstehenden Zahlen lesen zu können.

Ich schaute von der Seite her auf die Liste, die sich ständig veränderte. Das war für mich ein Buch mit sieben Siegeln, glücklicherweise nicht für Abbot, denn er lachte plötzlich auf, als sich das Ergebnis abzeichnete.

»Ich habe es.«

»Und?«

»Es ist ganz einfach, Mr. Sinclair. Wir haben erst eine Ampulle rausgeschickt.«

Das sah nicht schlecht aus. »Wann geschah das denn?«

»Vor einigen Tagen.«

»Und den Adressaten haben Sie auch?«

»Natürlich!« Jetzt schwang Stolz in seiner Stimme mit. »Der Mann heißt Willy Manson.«

»Wo wohnt er?«

Ich erhielt die Adresse. Das lag ziemlich weit im Norden. Ungefähr in Paddington, wo es die breiten Kanäle gab.

Abbot lehnte sich zurück. »Sind Sie zufrieden mit dem Erreichten, Mr. Sinclair?«

»Eigentlich schon, vorausgesetzt, Ihr Helfer hat sich nicht geirrt, und Sie haben tatsächlich nur eine Ampulle verschickt.«

»Das nehme ich auf meinen Eid. Aber was soll mit den anderen schon versandfertigen geschehen?«

»Die nehmen wir in Verwahrung. Lassen Sie das Zeug bitte herbringen.«

»Sofort.« Er stand auf und war froh, den Raum verlassen zu können, wo sein Chef ums Leben gekommen war.

Von ihm waren außer den Knochen nur noch ein Schuh übrig geblieben. Er schwamm auf der Flüssigkeit innerhalb des Kübels.

Ich verspürte plötzlich Lust auf eine Zigarette. Diesmal rauchte ich sie sogar zu Ende.

Suko hatte auf mich gewartet. Als ich mit der Neuigkeit herausrückte, da veränderte sich sein Gesichtsausdruck. »Sollten wir wirklich das Glück diesmal auf unserer Seite haben?«

»Es scheint so.«

»Und was willst du tun?«

»Hinfahren natürlich. Diesem Willy Manson auf die Pelle rücken und ihm einige Fragen stellen.«

»Das meine ich auch.«

»Aber zunächst kommt Abbot mit den verdammten Ampullen, und die müssen entsorgt werden.«

Suko konnte sich ein Lachen nicht verkneifen. »Denkst du an eine magische Entsorgung?«

»So ähnlich.«

»Und wie?«

Ich zeigte auf meine Brust. Dort hing, versteckt unter der Kleidung, mein Kreuz.

Suko lächelte. »Das hast du auch noch nie getan – oder?«

»Immer macht man etwas zum ersten Mal.«

Da die Tür zum Büro nicht verschlossen war, hörten wir von draußen die Schritte. Dann erschien Sylvester Abbot. Er trug einen oben offenen Karton so vorsichtig, als würde jeden Augenblick eine Bombe dort hochgehen. »Das ist die Ladung«, sagte er, bevor er den Karton behutsam abstellte.

Ich schaute noch nicht hin und sprach ihn an. »Da wäre noch etwas, Mr. Abbot.«

Er kroch förmlich zusammen. »Was denn?«

»Woher haben Sie das Zeug?«

Abbot atmete auf. Die Erleichterung war ihn anzusehen. Bestimmt hatte er mit einer schlimmeren Frage gerechnet gehabt, und er freute sich auch, dass er meine nicht beantworten konnte. »Ich habe keine Ahnung, Mr. Sinclair. Das wusste einzig und allein Mr. Fletcher. Er hat auch nie darüber geredet, obwohl ich ihn fragte. Er war immer der Meinung, dass niemand darüber Bescheid wissen sollte, Ich habe mich schließlich gefügt. Ich hatte meine Arbeit, Mr. Fletcher die seine.«

Der Tote war plötzlich in den Mittelpunkt gerückt. Ich wollte mehr über ihn wissen.

Sylvester Abbot hob die Schultern und setzte sich auf die Schreibtischkante. »Ich weiß nicht, was ich Ihnen da antworten soll, Mr. Sinclair. Wir haben zusammen gearbeitet, mehr nicht. Ich hatte meinen Aufgabenbereich, Mr. Fletcher den seinen.«

»Was umfasste der?«
Abbot lächelte. »Wären wir jetzt ein großer Konzern, dann würde ich sagen Forschung und Entwicklung. Aber das sind wir nicht. Mr. Fletcher hat sich eben um gewisse Dinge gekümmert, die nichts mit dem Vertrieb zu tun hatten. Er war ein Tüftler und Bastler, er entwickelte. Oft genug hat er die Nächte durchgearbeitet. Er war ein verbissener Unternehmer, der seine Firma voranbringen wollte.«
»Sonst nichts?«, fragte ich.
»Wie meinen Sie das?«
»Ganz einfach oder vielleicht auch nicht. Können Sie sich vorstellen, Mr. Abbot, dass sich Ihr Chef mit metaphysischen Dingen beschäftigte? Dass er Interesse an ungewöhnlichen Gebieten fand? An Mystik, möglicherweise an Themen, die bei Menschen immer eine Gänsehaut hervorrufen? Ich denke da an Magie oder an die Forschungen, die das Leben nach dem Tod betreffen.«
»Jetzt begreife ich.« Er schaute auf die Pflanze, die verdorrt war, und bekam selbst eine Gänsehaut. »Nein«, sagte er dann, »nicht dass ich wüsste. Ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen.«
»Hat er denn Andeutungen Ihnen gegenüber gemacht?«
»Nicht direkt…«
»Aber indirekt?«
»Schon. Manchmal redete er, wenn er gute Laune hatte. Dann erklärte er mir, dass es Kräfte gibt, von denen die meisten Menschen nichts wissen. Er war davon überzeugt, sie beherrschen zu können. Er wollte der Natur ein anderes Gesicht geben.«
»Durch dieses Zeug?«, fragte Suko und deutete auf den abgestellten Karton.
»Ja.«
»Wie viele Ampullen enthält er?«
»Zwölf.«
Suko schaute mich an. »Was willst du damit machen, John? Du musst etwas tun, du hast sie dir kommen lassen. Sie liegen vor dir. Also entsorge sie auch.«
»Keine Bange, Suko. Ich wollte nur sichergehen.« Dabei lächelte ich Abbot zu. »Gibt es hier ein Waschbecken? Oder müssen wir dazu auf die Toilette?«
»Das wäre besser.«
»Wo? Auf dem Gang?«
»Ich gehe vor.«
Es war still hier oben. Keiner der anderen Mitarbeiter hatte gemerkt, was hier abgelaufen war. Ich war froh darüber, denn Angst und Panik konnte ich nicht brauchen.
Den Karton nahm ich. Auch Suko wollte mit und erkundigte sich flüsternd, ob ich schon einen Verdacht hatte.

»Nein, überhaupt nicht. Ich denke nur, dass es diesem Fletcher so ergangen ist wie dem Zauberlehrling. Er hat Kontakt mit anderen Mächten aufgenommen, die er nicht mehr kontrollieren konnte. Die ihn dafür kontrollierten.«

»Ja, das denke ich auch.«

Die Tür zur Toilette war schmaler als die anderen. Ein kleiner Waschraum nahm uns auf. Er enthielt zwei Becken und einen Handtuchspender an der Wand.

Ich bat Sylvester Abbot, doch draußen vor der Tür Wache zu halten. »Lassen Sie bitte keinen hinein, auch wenn es noch so dringend ist.«

»Ja, das mache ich.« Er schielte auf den Karton. »Wie wollen Sie es anstellen, Mr. Sinclair?«

»Das weiß ich noch nicht. Aber eine magische Entsorgung ist schon angebracht.«

»Das ist mir unheimlich«, flüsterte er. »Wenn ich erst einmal Zeit habe und darüber nachdenke, was mir widerfahren ist…«

Ich winkte mit beiden Händen ab. »Tun Sie sich selbst einen Gefallen und lassen Sie es bleiben, bitte. Es würde Sie bestimmt viel zu sehr aufregen.«

»Das glaube ich auch.«

Als er gegangen war, fing Suko damit an, den Karton zu leeren. Er hockte vor ihm und reichte mir die erste Ampulle. Die zweite lehnte ich zunächst ab.

»Warte noch, Suko. Ich will sie mir mal genauer anschauen.« Es war wichtig, die Stelle zu finden, wo ich die Ampulle öffnen konnte.

Ihre Enden sahen beim ersten Betrachten gleich aus. Ich musste schon genauer hinsehen, um die Kappe zu finden, die abgezogen werden musste. Ich zeigte es Suko. Er lächelte und drückte dann einen Stöpsel in den Ausguss des Waschbeckens.

»Das war es doch – oder?«

»Genau.«

Nun ging alles sehr schnell. Nacheinander leerten wir die Ampullen und schauten zu, wie das dickflüssige Zeug in das Waschbecken glitt. Es sah aus wie dickes Öl. Auch als ich den Finger hineintauchte und nachprüfte, hatte ich das Gefühl, Öl an den Händen zu spüren.

»Kannst du mir sagen, was das für ein Zeug ist?«, fragte er.

»Nein.«

»Spürst du denn etwas, John?« Suko bohrte weiter. »Du musst doch etwas merken, wenn hier eine Magie…«

»Noch nicht.«

»Und du bleibst dabei«, sagte er, als er mir die letzte Ampulle reichte, »dass du es entsorgen willst?«

Ich grinste nur.

Die letzte Ampulle war endlich leer. Suko hatte die kleinen Gefäße

wieder zurück in den Karton gelegt. Ich aber schaute auf das zu einem Drittel mit diesem magischen Sirup gefüllten Waschbecken, schnupperte, aber es war nichts zu merken. Absolut geruchlos das Zeug, das Pflanzen in Killer verwandelte.

»Alles klar?«

Suko gab sich forsch. Er grinste mir zu, aber seine Augen lächelten dabei nicht. In ihnen zeigte sich die Spannung, die er empfand. Beide wussten wir, dass wir an einem Scheideweg standen.

Ich löste mein Versprechen und streifte die Kette mit dem daran hängenden Kreuz über den Kopf.

Nichts tat sich auf meinem Talisman. Kein Schimmern, keine Bewegung, kein Schatten glitt darüber hinweg, aber die magische Flüssigkeit zeigte eine Reaktion, als ich das Kreuz über das Waschbecken schwenkte.

Sie bewegte sich plötzlich. Niemand hatte etwas hineingetaucht, um darin zu rühren, und es war auch keine Flamme da, die sie erhitzt hätte. Sie brodelte von selbst.

Erste Blasen entstanden. An den Rändern zog sich die Flüssigkeit zusammen wie eine Haut, die sich vor der Kälte schützen wollte.

Suko, nicht größer als ein Kind, hatte Mühe, über den Rand des Waschbeckens zu schauen. Er musste sich dabei auf die Zehenspitzen stellen. Das passte mir nicht und ich drückte ihn zur Seite, damit er im Hintergrund blieb.

Noch hatte mein Kreuz keinen direkten Kontakt mit der Flüssigkeit, dennoch wehrte sie sich gegen das für sie Fremde. Sie wollte nicht, sie wellte auf, sie zischte und brodelte, sie hatte sogar eine dunklere Farbe angenommen.

Und sie gab einen Nebel ab. Während eines Zischens entstand plötzlich eine rosa gefärbte Wolke. Sie quoll mir so heftig entgegen, dass ich zurückzuckte und erst einmal abwartete.

Auch Suko hatte gespürt, dass wir einer Lösung ziemlich nahe waren. »Da meldet sich jemand!«, flüsterte er.

»Das meine ich auch.«

Dieses Melden war nicht mit einem Sprechen oder Flüstern zu vergleichen. Es war einfach da, es war die Wolke, die an ihren Rändern gleich blieb, sich aber im Zentrum veränderte. Dort zog sie sich zusammen, da waren plötzlich Puzzleteile entstanden, die von allen Seiten aufeinander zukamen, sodass dann ein Umriss entstand, der die Form eines Gesichts hatte.

»Das darf doch nicht wahr sein, John«, hauchte Suko. »Schau dir das mal genauer an!«

Ich tat es und konnte es nicht glauben. Es war ein alter Bekannter, der sich im Zentrum der Wolke abzeichnete. Kein normales Gesicht, sondern eines, das aussah, als wäre es aus zahlreichen Zweigen,

Wurzeln und knotigen Ästen zusammengesetzt. Das Gesicht eines Hüters, eines Geistes, der gleichzeitig ein Wächter der Natur war.

Er hatte einen Namen.

Suko kannte ihn, ich ebenfalls. Und wir hätten nie damit gerechnet, ihm hier und in dieser Form zu begegnen.

Es war – Mandragoro!

Wir waren beide sprachlos, nicht entsetzt, aber überrascht, denn mit seinem Erscheinen hatten wir nicht gerechnet. Das war ein Schlag mit der unsichtbaren Faust, das war ein Hammer, den wir erst einmal verdauen mussten.

Wer war Mandragoro?

Eine Kraft, ein Dämon, ein Hüter der Natur, der es nicht wollte, dass die Menschen sie zerstörten. Er war ein Wesen, das überall lebte, das einen großen Einfluss hatte, und er war ein Stück Magie, die den Menschen Paroli bot. Mandragoro wollte nicht, dass die Natur zerstört wurde. Wo immer er es konnte, kämpfte er dagegen an.

Ich empfand für ihn Sympathie, nur die Mittel, mit denen er kämpfte, konnte ich nicht gutheißen. Er nahm keine Rücksicht, er schlug grausam zu, sodass Menschen auf der Strecke blieben.

Wir hatten nicht erst einmal mit ihm zu tun gehabt. Ich brauchte da nur an den grausamen Wald zu denken, als er seine Monster schickte, um Umweltzerstörer zu vernichten.

Oft genug hatte ich ihm einen Strich durch die Rechnung machen müssen. Dass er in diesem Fall seine »Hände« mit im Spiel hatte, war für mich eine Überraschung. Damit hatte ich nicht rechnen können.

Er tat nichts. Sein Gesicht schwebte in der Wolke. Es hob sich ziemlich scharf ab, sodass ich mir die Frage stellte, ob es lebte oder nur eine Projektion war.

Sein »Gesicht« sah unheimlich alt aus. Es schien gleichzeitig zeitlos zu sein. Wenn ich sein Alter hätte angeben müssen, so hätte ich ihn auf so alt geschätzt wie die Natur selbst. Lange genug hatte er sich verborgen gehalten, jetzt kam er wieder hervor, weil er sich rächen wollte und die vor ihm im Waschbecken schwimmende Flüssigkeit mit seinem Geist getränkt hatte.

In seinem Gesicht war alles verwachsen. Die knotigen Wurzeln liefen in- und übereinander. Alles sah fest aus, doch ich war davon überzeugt, dass meine Hand durchstoßen würde, wenn ich versuchte, das Gesicht anzufassen.

»Was willst du jetzt tun?«, fragte Suko. »Immer noch dein Kreuz nehmen und das Zeug vernichten?«

»Sicher.«

»Hast du Kontakt mit Mandragoro?«

»Nein.«

»Versuche es doch!«

Die Idee war gut, ich hätte es auch getan, doch dazu brauchte ich ein wenig Zeit.

Mandragoro selbst rührte sich nicht. Die Wolke mit seinem Gesicht stand wie gemalt über dem Waschbecken. Ich hielt mein Kreuz fest und hoffte, durch diesen Talisman eine Verbindung schaffen zu können.

Ich selbst bin kein Telepath. Wenn ich manchmal auf geistigem Weg Kontakt bekam, dann geschah es stets durch die andere Seite.

Hoffentlich war es auch hier so.

Die Flüssigkeit brodelte nicht länger. Es zerplatzte auch keine Blase mehr. Die Stille hätte absolut sein können, wären da nicht unsere Atemzüge gewesen.

Wann endlich tat sich etwas?

Ich konzentrierte mich auf ihn, ich wollte es wissen, aber er ließ mich im Stich. Kein Gedanke erreichte mich, sein Gesicht stand nur in der Wolke wie eine stumme Warnung.

»Tu etwas!«, zischte Suko. »Lock ihn aus der Reserve, John! Er kann nicht einfach stumm bleiben.«

»Ja, das meine ich auch.«

»Nimm das Kreuz!«

Ich ging vor, brachte den Talisman dichter an die Wolke heran. Ich musste ihn einfach zu einer Reaktion verleiten. Er war bestimmt nicht nur erschienen, um stumm zu bleiben.

Und ich hörte ihn. Auf einmal, als sich die Gefahr für ihn verdichtete, meldete er sich.

»Warum willst du das töten, was ich geschaffen habe, um die Natur zurückschlagen zu lassen?«

»Was hast du geschaffen?«

»Den Dünger!«

»Und wieso?«

»Weil er es wollte. Er glaubte an mich. Es war Fletcher, der sich dafür einsetzte, die Natur zu retten. Ich gab ihm die Chance, weil er an mich glaubte. Ich hätte ihn reich machen können, denn nur er hätte über die Rache der Pflanzen Bescheid gewusst. Aber er ist den falschen Weg gegangen, er hat mein Produkt zu sehr ausnutzen wollen. Ich wollte nicht, dass er Geld damit verdiente. Ich wollte, dass er die Menschen zur Vernunft damit brachte, dass sie sich mehr um die Natur kümmerten. Wenn nicht, dann hätte er es einsetzen können. Aber das tat er nicht, er gehorchte mir nicht mehr, deshalb habe ich ihn bestraft. Die Kräfte, die er rief, vernichteten ihn wieder. So war es schon immer, so wird es auch immer wieder sein, das schwöre ich dir. Ich wusste nicht, dass du mir auf die Spur kommen würdest, das habe ich leider zu spät bemerkt, sonst hätte ich mich zurückgezogen. Ich weiß, dass du dich in meine Kreise mischen willst, doch ich warne

dich. Denke immer daran, dass das, was ich tue, für die Natur gut ist.«

»Ich weiß es, Mandragoro. Ich will dir auch keine unehrenhaften Absichten unterstellen, das sicherlich nicht. Doch auch für mich gibt es Grenzen, das weißt du ebenso gut wie ich. Deine Ziele kann ich verstehen, die Methoden aber nicht gutheißen. Wir haben oft genug darüber gesprochen. Ich bin nicht dein direkter Feind. Ich stehe sogar auf deiner Seite, nur eben anders.«

»Dieser Dünger wird die Menschen zur Vernunft bringen. Er sorgt für die Macht der Pflanzen. Er wird den Verseuchern schon zeigen, dass sie mit der Umwelt nicht alles machen können. Sie werden das Grauen und die Schmerzen, die sie der Natur angetan haben, am eigenen Leib verspüren, wenn sie nicht vernünftig sind. Ich habe Fletcher ausgesucht, doch er hat mich betrogen, hintergangen. Er war ein Hundesohn, er war…«

»Nein, Mandragoro.« Diesmal hatte ich die Worte ausgesprochen, was ihn nicht überraschte. Er wusste, wie ich zu ihm stand, aber ich sah in dem Gesicht eine Reaktion.

Es zog sich zusammen. Dabei sah es so aus, als sollten die knotigen Wurzeln und dünnen Zweige durch die Kraft gesprengt werden. Für mich war es der Zeitpunkt, das Erbe zu vernichten.

Mein Kreuz glitt in die Masse. Ich hielt es noch an der Kette fest und beobachtete die Reaktion.

Nein es war kein Schrei, der mir entgegenwehte, obwohl es mich nicht gewundert hätte, denn die Masse innerhalb des Waschbeckens geriet in heftige Wellenbewegungen. Sie schwang und schwappte von einer Seite zur anderen, sie kroch an den Rändern in die Höhe, als wäre sie ein Tier mit dünner Haut. Sie stieg aber nicht über den Rand hinweg, sondern glitt wieder zurück, genau dem Zentrum zu, in das ich mein Kreuz hineingetunkt hatte.

Und dort veränderte sie sich. Sie zog sich zusammen, sie verlor ihre Weichheit, sie war nicht mehr geschmeidig und ging über in einen anderen Zustand.

Die Masse verfestigte sich.

Sie sah aus wie leicht gefärbtes Salz, das sich rund um den Abfluss verteilte und mit knisternden Geräuschen weiter zusammenzog.

Auch Suko trat näher heran. Gemeinsam beobachteten wir staunend das Geschehen.

Als eine weitere Minute vergangen war, schauten wir beide auf den Rest der Masse. Er war nicht größer als ein dicker Tropfen, der zudem noch vor unseren Augen auseinander brach, sodass von ihm nur noch Staub zurückblieb. Ich löste den Stöpsel und drehte gleichzeitig das Wasser an. Wir beobachteten, wie es in das Waschbecken schäumte, die staubigen Reste erfasste und in den Abfluss spülte.

»Und du hast keine Angst davor, dass sich da noch etwas bilden

kann?«, fragte mein Freund.

»Nein. Das Kreuz hat ihm die Magie genommen. Es wird keine Umwelt mehr verändern.«

»Da können wir uns ja gratulieren, dass wir es geschafft haben«, sagte er leise.

Ich streckte den Daumen in die Höhe. »Nicht ganz, Suko. Vergiss nicht, dass eine Ampulle verschickt wurde.«

»Meinst du denn, dass der Empfänger genau darüber Bescheid weiß?«

»Darauf kannst du dich verlassen. Fletcher hat sich seine Kunden für diese magische Masse bestimmt genau angesehen und sie nicht irgendjemandem geschickt.«

»Kann hinkommen.«

Ich spülte noch einmal nach, um auch den letzten Rest loszuwerden. Mit einer entschlossenen Bewegung drehte ich den Hahn wieder zu.

»Dann lass uns mal von hier verschwinden.«

»Und der tote Fletcher?«

»Ich werde den Kollegen der Mordkommission später Bescheid sagen. Zum Glück ist Abbot informiert. Er wird schon dafür sorgen, dass niemand Fletchers Büro betritt.«

»Wie du meinst.«

Wir fanden Abbot auf dem Gang. Er lehnte an der Wand und kaute auf seinen Fingernägeln wie ein kleiner Junge. Als er uns sah, lasen wir in seinen Augen zugleich Angst und Hoffnung. »Sie – Sie haben es geschafft?«

»Ja, Mr. Abbot, das haben wir.«

»Und?«

»Nichts ist zurückgeblieben. Wir haben diese Masse zerstören können. Es wird durch sie keine Opfer mehr geben…«

Seine Geste wirkte theatralisch, als er die Hand vor die Brust legte.

»Gütiger Himmel, bin ich darüber froh. Sie – Sie können sich kaum vorstellen, wie es in meinem Innern ausgesehen hat. Ich habe mir die schlimmsten Vorwürfe gemacht. Ich habe mir ausgemalt, was alles geschehen kann, wenn das Zeug…«, er stockte mitten im Satz und schüttelte den Kopf.

»Aber eine Ampulle haben Sie verschickt«, sagte ich.

»Ja, dieser Willy Manson. Ich weiß jedoch nicht, ob er informiert gewesen ist. Wenn ja, dann trägt Mr. Fletcher dafür die Verantwortung, nicht ich.«

»Wie könnte er ihn denn aufgeklärt haben?«, erkundigte sich Suko.

»Ganz einfach. Er braucht ihm nur ein Begleitschreiben mit hinzugelegt zu haben.«

»Existierte so etwas?«

»Ich bin mir nicht sicher, aber ich gehe einmal davon aus.« Er nickte. »Das kann ich mir sogar vorstellen. Nur habe ich mich in seine

Angelegenheiten nicht eingemischt.«

Ich spürte die innere Unruhe. Bei mir ein Zeichen, dass die Zeit drängte. »Hören Sie, Mr. Abbot, vielleicht wäre es ganz nett, wenn Sie sich darum kümmern, dass Mr. Fletchers Büro von keinem Fremden betreten wird.«

»Das mache ich. Aber was ist mit Ihnen? Gehen Sie jetzt der letzten Spur nach?«

»Richtig.«

Er schaute uns beide an. »Dann kann ich Ihnen nur viel, viel Glück wünschen.«

»Danke, das können wir gebrauchen.«

Beide verließen wir mit einem ziemlich mulmigen Gefühl in der Magengegend die Firma.

Eine Ampulle war übrig geblieben. Richtig eingesetzt konnte deren Inhalt eine Hölle entfachen. Man durfte vieles, nur eines nicht.

Mandragoro, den Umwelthüter, unterschätzen…

***

Zur Feier des Tages zog sich Willy Manson einen neuen Kittel an. Er hatte ihn erst jetzt ausgepackt. Der Stoff war noch steif und faltig, er roch nach der Imprägnierung, aber das würde sich bald ändern, wenn Willy in seinem Treibhaus arbeitete.

Noch in der Nacht hatte er das Motorrad der beiden Hundesöhne verschwinden lassen. Bis zum Kanal war es nicht weit. Er hatte es dorthin geschoben und es im Wasser versenkt. Erst dann war er zufrieden gewesen.

Keine Zeugen, keine Spuren, was konnte es Besseres geben?

Natürlich arbeitete er nicht allein in der Gärtnerei, aber ihm unterstand das Treibhaus, und da ließ ihm der Chef, ein Mr. Raskowski, freie Hand. Den anderen Angestellten gegenüber war er ziemlich streng, nicht so bei Willy. Er wusste, dass dieser Mitarbeiter voll und ganz in seiner Arbeit aufging.

Willy kümmerte sich auch nicht um den Verkauf. Er war einzig und allein für die Hege und Pflege der Pflanzen und Blumen in dem Treibhaus zuständig. Da er seinen Job sehr mochte, war es für ihn eine Selbstverständlichkeit, dass er sich am Morgen früh blicken ließ. Noch vor der Öffnung des Ladens und der Gärtnerei.

An die beiden Toten verschwendete er keinen Gedanken mehr.

Wichtig war, dass die Pflanzen ihre Nahrung bekommen hatten, und Mr. Raskowski hatte auch nichts bemerkt, denn er gehörte zu den Chefs, die sich nur selten bei Willy blicken ließen. Oft kam er wochenlang nicht in das Treibhaus. Wenn es etwas zu regeln gab, geschah dies über Telefon.

An diesem Morgen wollte Willy gießen. Die Pflanzen mussten immer

mit einer bestimmten Menge Wasser versorgt werden, sie sollten wachsen und sich prächtig entwickeln können. Als er das Treibhaus betrat und den Geruch wahrnahm, da hatte er das Gefühl, als wollte ihn jede einzelne Blüte besonders begrüßen, und auf Willys breitem Gesicht erschien ein Lächeln.

In den Händen hielt er zwei grüne Gießkannen. Sie waren bis zum Rand gefüllt. Im Wasser hatte er einen bestimmten Dünger aufgelöst, leider nicht den seinen, den hatte er bereits in der Erde verteilt.

Willy dachte schon über eine zweite Lieferung nach. Er wollte sie in den nächsten Tagen bestellen, denn dieses eine Treibhaus war für ihn erst der Anfang. Die neue Kraft sollte auf weitere übertragen werden, damit den Menschen endlich klargemacht wurde, wozu die Natur fähig war.

Ihr gehörte die Welt, sie war vor den Menschen da gewesen, die sie dann nur zerstört hatten. Besonders in den letzten Jahren, wo niemand mehr Rücksicht nahm.

Willy goss.

Nicht jede Pflanze war entartet. Er hatte sie geschickt auf die Beete verteilt. Ein Fremder hätte nie herausgefunden, wo die Killerpflanzen standen.

Er war so guter Laune, summte ein Lied und begrüßte zwischendurch seine Lieblinge mit Namen. Es waren nicht die lateinischen Bezeichnungen, er hatte ihnen extra Namen gegeben. So hießen die Pflanzen Mary, June oder Gladys.

Draußen war das Wetter dumpf, grau und herbstlich kühl. Im Treibhaus selbst brannte die künstliche Beleuchtung, die Willy strahlender vorkam als die hellste Sonne. Sie schuf ein Licht ohne Schatten. Jede Pflanze war gut zu erkennen, und jede erhielt auch nur eine bestimmte Menge Wasser, das hatte Willy genau im Griff.

Immer, wenn er die veränderten Pflanzen sah, unterbrach er seine Tätigkeit und streichelte die Stiele oder Blätter. Manche fühlten sich an wie Fleisch. Sie hatten eine ähnliche Oberfläche und waren ungewöhnlich dick oder fettig. Er liebte sie, er mochte sie und er ließ die dünneren Blätter manchmal durch seine Finger gleiten.

Er hatte die Hälfte des langen Beetes geschafft, als die beiden Kannen leer waren. Das Wasserbecken befand sich nahe seiner Behausung, dorthin musste er wieder zurück.

Vor ihm wuchs eine prächtige Orchidee hoch. Sie schillerte in verschiedenen Rottönen. Im Zentrum sehr dunkel, an den Rändern heller, wie erstarrte Flammen. Er liebte diese Blume und der Blütenduft war für ihn wie ein Rauschgift. Auch jetzt saugte er ihn tief ein, wobei er die Augen offen hielt und sie verdrehte.

Wirklich ein Genuss.

Dann hörte er die Stimme. Sehr laut und etwas ungeduldig hallte sie

durch das Treibhaus.

»Willy!«

Er verzog die Lippen. Nur einer konnte so rufen. Es war der Chef, Mr. Raskowski. Willy Manson grunzte unwillig. Es passte ihm nicht, dass er ausgerechnet jetzt auftauchte. Aber Willy konnte auch nicht so tun, als wäre er nicht da.

»Ja, Chef, ich bin hier.«

»Hast du zu tun?«

»Ich gieße die Pflanzen.«

»Dann komm her.«

Mit den leeren Gießkannen ging Willy auf den Mann zu. Er erwartete ihn im Hintergrund, wo Willy auch seine Bude hatte. Wie immer trug Raskowski den grünen Kittel. Er war vor mehr als zwanzig Jahren aus Polen geflohen und hatte sich hier in London eine Existenz aufgebaut. Raskowski war ziemlich groß und breitschultrig.

Sein Gesicht schien fast nur aus Bart zu bestehen. Die Augen lagen in den Höhlen wie dunkle Tropfen. Schwielen an den kräftigen und breiten Händen zeugten von der schweren Arbeit, vor der sich Raskowski nie gescheut hatte.

Manson stellte die Kannen ab. Im Vergleich zu Raskowski wirkte er wie ein Zwerg.

»Morgen, Willy.«

»Hi, Chef.«

»Alles klar bei dir?«

Willys breiter Mund lächelte. »Bis jetzt schon, Chef. Danke der Nachfrage.«

Raskowski stemmte die Hände in die Hüften und schaute sich um.

Dabei ging er einige Schritte vor und auch an Willy vorbei. »Wahnsinn«, sagte er, »Wahnsinn, wie sich das hier alles entwickelt hat. Das ist schon irgendwie einmalig.«

»Danke, Chef.«

Raskowski redete, ohne sich umzudrehen. »Wie hast du das gemacht, Willy?«

»Was soll ich gemacht haben?«

»Dass sich die Pflanzen so prächtig entwickeln?«

Willy lachte. Es klang ein wenig stolz und gleichzeitig auch verlegen. »Sie wissen doch, Chef, dass ich ein besonderes Verhältnis zu meinen Lieblingen habe. Für mich sind die Pflanzen und Blumen nicht einfach nur Gegenstände, sondern Lebewesen, die gehegt und gepflegt werden müssen. Man muss mit ihnen reden, man darf sie nicht einfach zur Seite schieben. Sie müssen merken, dass man es gut mit ihnen meint.«

»Und das merken sie?« Raskowski drehte sich um.

Willy nickte. »Und ob sie das merken.«

»Dann ist es ja schade, dass ich dir einige deiner Lieblinge entreißen

muss.«

Willy erschrak zutiefst. Er ließ seine Hände in den Kitteltaschen verschwinden, damit Raskowski das Zittern nicht sah. »Wieso denn, Chef? Warum tun Sie denn das?«

Raskowski wusste nicht, wie er reagieren sollte. Er musste erst überlegen. »Hör mal zu, Willy, wir sind hier eine Gärtnerei. Wir leben von dem, was wir verkaufen. Das sind nun mal Bäume, Blumen, Stauden und alles, was damit zusammenhängt.«

»Es tut mir aber Leid.«

»Dafür kann ich nichts. Mrs. Fenderman ist eine gute Kundin und sie will eine bestimmte Orchidee haben, Willy. Nur diese Blume will sie kaufen. Es hat sich herumgesprochen, wie gut du bist. Macht dich das nicht stolz?«

Willy senkte den Kopf. »Nein, Chef, es macht mir keinen Spaß. Ich kann mich nicht so leicht von meinen Lieblingen trennen.«

»Soll ich sie herausziehen?«

»Nein, um Himmels willen, nein! Das mache ich schon, Chef. Welche Blume ist es denn?«

»Komm mit, ich zeige sie dir.«

Beide Männer verschwanden zwischen den Beeten. Willy Manson hatte das Gefühl, als wüssten die Pflanzen genau Bescheid, was er von ihnen wollte. Er spürte ihre negative Ausstrahlung, als wären sie schon dabei, sich von ihm abzukehren.

Ausgerechnet vor der herrlichen, wunderschönen roten Orchidee blieb der Mann stehen, streckte den Arm aus und deutete mit dem Finger auf die Blume. »Das ist sie.«

Willy erschrak abermals. »Warum gerade sie?«

Raskowski lachte blechern. »Warum nicht sie? Alle Blumen hier sind zum Verkauf.«

»Aber Sie zerstören ihre Seele, Chef.«

»Reden Sie keinen Unsinn, Willy! Man kann es auch übertreiben. Und jetzt mach, ich will die Kundin nicht länger warten lassen.«

Es tat Willy in der Seele weh, die Blume hergeben zu müssen. Sie war so schön, ein Wunder der Natur. Sie war herrlich gewachsen, bildete mehrere Verzweigungen, die mit prächtigen Blüten bestückt waren und ihre unterschiedlichen Rotfarben wie Flammengrüße dem Betrachter entgegenschickten.

Aber die Zeiten würden sich ändern. Irgendwann würde Willy das Sagen haben. Da würden sich die anderen wundern. Er ließ sich seine Natur nicht wegnehmen. Diese eine Blume wollte er noch hergeben, sonst keine mehr.

Er nahm nicht einmal die Schere, sondern lockerte das Erdreich.

Dann zog er sie behutsam aus dem Boden.

Raskowski räusperte sich unwillig. Ihm dauerte es alles viel zu lange.

»Kannst du dich nicht beeilen, Willy?«
»Ja, Chef, ja.«
»Die Kundin wartet. Sie kauft viel bei uns. Ich möchte nicht, dass sie…«
»Es ist alles in Ordnung, Chef, wirklich.« Er hielt die Blume mit beiden Händen fest und drehte sich um. Ein kleiner Ballen Erde umschloss das Wurzelwerk.
»Soll ich sie auch einpacken, Chef?«
»Nein, das nicht. Ich werde das erledigen. Gib die Blume her.«
»Moment, ich werde sie besprayen. Sie soll noch mehr glänzen, wenn die Frau sie bekommt.«
»Ja, auch das.« Raskowski schüttelte den Kopf. Er ließ Willy immer ein wenig Freiheit. Schließlich war er sein bester Mann. Einem anderen hätte er diese Eskapaden nicht erlaubt.
Raskowski ging langsam hinter Willy her. Er war in Gedanken versunken. Die letzte Steuererklärung wollte ihm einfach nicht aus dem Kopf gehen. Da musste der Berater noch irgendetwas ändern, da…
Er zuckte zusammen.
Etwas hatte ihn berührt, sogar nach ihm geschnappt und ihn auch erwischt, denn der plötzliche Schmerz zuckte durch seinen Kopf, weil eine Kraft an seinen Haaren gezerrt hatte.
Er blieb stehen und schaute hoch.
Wie ein grünes Dach standen die Blumen über ihm. Sie waren hoch gewachsen und hatten sich vorgebeugt. Als er in die Höhe schielte, kamen ihm die Kelche vor wie Mäuler.
Hatten sie das getan? Er konnte es sich nicht vorstellen. Eine Blume oder vielmehr eine Blüte bewegte sich nicht aus eigener Kraft, die hier sah jedoch aus wie ein Maul. Beinahe böse »blickte« sie auf ihn herab.
Ein Frösteln rann über seinen Rücken. Die Kehle wurde ihm trocken, die Augen brannten. Er hob einen Arm, dann schnappte seine Hand nach der Blüte und drückte sie zusammen. Dabei hatte er das Gefühl, Fleisch mit dünner Haut zusammenzupressen. Er spürte den Saft der zu Brei gewordenen Blüte zwischen den Fingern.
»Scheiße«, sagte er und ging weiter. Seine Hand wischte er an einem Tuch ab.
Plötzlich kam ihm das Treibhaus nicht mehr geheuer vor. Er fühlte sich in ein anderes Reich versetzt, in dem er nichts mehr zu sagen hatte, dafür andere Kräfte.
Willy wartete bereits auf ihn. Er hatte die Veränderung bei Raskowski bemerkt. »Ist was, Chef?«
»Wie?«
»Schon gut. Ich habe der Blume noch ein wenig Spray gegeben. Da wird sie länger halten.«

»Ja, schon gut.« Raskowski stand vor Willy und schaute an ihm vorbei. »Hör mal zu, mein Freund. Was geht hier eigentlich vor? Was ist los hier im Treibhaus?«

»Wie – wie meinen Sie das?«

Raskowski holte tief Luft. »Das will ich dir sagen, Willy. Ich habe den Eindruck, als hätte sich hier etwas verändert, verstehst du das?«

»Nein.« Willy gelang es, völlig normal auszusehen. Sogar ein bisschen dümmlich und erstaunt.

»Also gut.« Raskowski ärgerte sich, dass er seine Empfindungen nicht richtig ausdrücken konnte. »Wenn du dich hier umschaust, bist du dann zufrieden, Willy?«

»Ich schon.«

»Aber ich nicht. Und das ist das Problem.«

»Das begreife ich nicht, Chef.«

»Hör mal zu, Willy. Hier hat sich doch etwas verändert. Wenn ich das Treibhaus sonst betreten habe, da – da – war es einfach anders. Da sah es anders aus, denn da waren die Pflanzen nicht so hoch gewuchert. Ich bin mit völlig normalen Gefühlen hineingegangen und habe diese Stätte auch mit völlig normalen Gefühlen wieder verlassen.«

»Und jetzt, Chef?«

»Ist es anders, mein Lieber. Verdammt anders, will ich dir sagen. Ich hasse es. Ja, ich hasse dieses Treibhaus plötzlich. Es ist zu einem Ort geworden, wo ich mich alles andere als normal fühlen kann. Ich habe eher den Eindruck, hier von Feinden umgeben zu sein. Jede Pflanze, jede Blume stellt sich gegen mich. Ich spüre das genau, Willy. Es ist wie ein Kreis aus Gedanken, der sich über das Treibhaus mit all seinem Inhalt gelegt hat.«

»Ach ja?«

»Hast du das nicht bemerkt?«

»Nein, Chef. Ich liebe die Pflanzen, ich habe täglich mit ihnen zu tun. Es ist vielleicht besser, wenn Sie öfter kommen und nach dem Rechten sehen.«

»Das brauche ich doch wohl bei dir nicht – oder?«

»Nein, das nicht. Sie hätten aber schon früher bemerkt, welch ein Wachstum die Pflanzen hinter sich haben. Sie sind wie neu geboren. Jede Einzelne von ihnen ist so. Das sehe ich als ein Wunder an. Es ist für mich einfach himmlisch.«

»Für mich nicht.«

»Warum nicht, Chef?«

Raskowski nahm Willy endlich die Blume ab. »Ich empfinde das Gegenteil davon, Willy, das genaue Gegenteil.« Er drehte sich um und ging.

Willys Blick sah er nicht mehr und er hörte auch nicht die Worte.

»Ich glaube, Chef, dass wir mit verschiedenen Zungen reden. Das

kann für dich gefährlich werden. Ich an deiner Stelle würde nicht so neugierig sein…«

***

Mit den Fingerspitzen holte der Mann Flusen von seinem Pullover und bequemte sich erst dann, uns anzuschauen. »Zu Willy wollt ihr?«

»Ja.«

»Der ist nicht da.«

»Und wo ist er?«

»Der gehört zu denjenigen, die Arbeit gefunden haben. Ja, Willy ist auf der Arbeit. Schauen Sie sich hier mal um. Das ist eine Gegend, wo man nur kotzen kann. Wer hier wohnt, ist happy, wenn er einen festen Job hat. Das sind keine Häuser, das sind Kaschemmen, auch mich haben sie rausgeschmissen, weil der Betrieb umstrukturiert werden sollte, wie man mir sagte. Hätte ich nicht meine Frau, die putzt und einen Job in der Kantine hat, würde ich das verdammte Rathaus mit einer Maschinenpistole stürmen und all die Beamtenärsche von ihren Stühlen schießen.«

»Das bringt nichts«, sagte ich.

»Ich weiß.«

»Und Willy hat einen Job«, hakte Suko nach. Er hatte mit leiser Stimme gefragt, schon flüsternd, weil er nicht wollte, dass der Mann seine Männerstimme hörte.

»Er arbeitet bei dem Ausbeuter Raskowski.«

Jetzt wussten wir zwar einigermaßen Bescheid, aber noch immer zu wenig. »Wer ist Raskowski?«, wollte ich wissen.

»Ein Gärtner. Das heißt, ihm gehört die Gärtnerei.«

Mich durchfuhr ein heißer Strahl. Und ich glaubte fest daran, dass es Suko ähnlich erging. Das war die Spur! Es passte alles zusammen.

Es war das letzte Teil in diesem Puzzle.

Der verfluchte Dünger, der von Fletcher an Willy Manson geschickt worden war. Damit konnte eigentlich nur jemand etwas anfangen, der einen Garten als Umfeld besaß. Willy war also die ideale Person.

»Was ist denn? Ihr schaut so komisch, als hätte ich etwas Falsches gesagt.«

Ich lächelte. »Das ist schon gut. Wo finden wir die Gärtnerei denn?«

»Nicht weit von hier. Wann Sie wollen, können sie sogar zu Fuß hingehen. Sie ist ziemlich groß. Da wird alles Mögliche verkauft. Bäume, Stauden, Blumen und was weiß ich nicht alles. Der Pole versteht sein Geschäft wirklich.«

»Wer, bitte, ist der Pole?«

»Raskowski.«

»Ach ja.«

Wir bekamen die Wegbeschreibung. Wenn sie stimmte, war es ein

Kinderspiel, die Gärtnerei zu finden. Wir mussten nur auf den in der Nähe befindlichen Kanal zufahren, dann würden wir über das Gelände stolpern.

Wir bedankten uns, und der Mann verschwand wieder in seiner Wohnung. Er hatte Recht gehabt. Die Gegend war wirklich traurig, besonders an diesem späten Nachmittag, wo die Wolken noch tiefer gefallen waren und den Himmel aussehen ließen, als wäre er mit einer grauen Bleischicht übergossen worden.

Es war wirklich keine Offenbarung, in dieser Häuserschlucht zu wohnen, von der nicht weit entfernt eine Bahnlinie entlang führte und immer wieder Züge vorbeiratterten. Das war eine Gegend in London, die kaum ein Tourist kannte.

Es fing wieder an zu regnen. Nieselregen, der irgendwann einmal die gesamte Kleidung durchnässt haben würde.

Wir hatten Glück, da es bis zu unserem Wagen nur einige Schritte waren. Ich setzte mich hinter das Lenkrad und wartete, bis Suko ebenfalls eingestiegen war.

»Nun, was sagst du?«

»Sieht doch nicht schlecht aus oder?«

»Bestimmt nicht.«

»Ich frage mich nur, John, ob Willy dieses Zeug schon eingesetzt hat. Wenn ja, können wir uns auf etwas gefasst machen.«

»Kann sein.«

»Mich würde interessieren, was mit den Pflanzen geschieht, wenn sie das bekommen haben, was man wohl mit dem Blut des Mandragoro bezeichnen kann. Ich sehe den Dünger so. Und wenn Willy Manson damit experimentiert hat, müssen wir zudem damit rechnen, dass auch unser Freund, der Walddämon, erscheint.«

»Das ist möglich.«

Ich startete. Aus dem Auspuff drangen ebenfalls graue Wolken in den trüben Tag. Wir mussten die Straße weiter hinabfahren und dann nach links abbiegen. Dort führte ein unbefestigter Weg zum Kanal hin, wie man uns gesagt hatte.

Sehr bald schon hatten wir den Weg erreicht. Er durchquerte ein leeres Grundstück, wo Unkraut wucherte, und mündete in eine asphaltierte Straße, die in Sichtweite des Kanals entlang führte. Von dieser Stelle aus sahen wir das Wasser, das wie ein matter, dunkler Spiegel glänzte. Da kein Wind herrschte, bewegte sich die Oberfläche kaum, nur hin und wieder zeigte sie ein gekräuseltes Muster aus kleinen Wellen.

Ein grün angestrichenes Schild mit weißer Schrift wies auf die Gärtnerei hin.

Der Weg nahm an Breite zu, wir konnten bereits bis zu seinem Ende schauen, wo er in einen großen Vorplatz mündete, der vor der

Gärtnerei lag. Zwei Wagen standen dort. Kleine Transporter, einer davon mit offener Ladefläche, auf der auch größere Gegenstände transportiert werden konnten.

Ich lenkte den Rover in eine Lücke zwischen den beiden Fahrzeugen und stieg aus.

Kühle, Dunst und Regen empfingen uns. Auf der rechten Seite sahen wir die drei Treibhäuser. Sie standen im hinteren Teil des weitläufigen Geländes, wo Bäume und Sträucher in langen Reihen wuchsen.

Kunden waren nicht da. Dafür arbeiteten zwei Gärtner oder Gehilfen auf dem Feld. Sie standen da in gebückten Haltungen, was bestimmt nicht gesundheitsfördernd war.

Der Verkaufsraum, der gleichzeitig Blumenladen war, lag direkt vor uns.

Vor dem Schaufenster standen Blumen im Regen. Herbstliche Gewächse wie Astern oder Chrysanthemen schauten aus den Eimern hervor. Ich betrat den Laden als Erster. Der Boden war mit braunroten Fliesen bedeckt. Es war kühl. Auf einem Regal standen zahlreiche Töpfe und Kübel. Schnittblumen bildeten ein buntes Muster.

Eine grauhaarige Frau im grünen Kittel war dabei, Papier auf eine Rolle zu spannen. Sie hatte uns gehört, richtete sich auf und drehte sich um. Im Hintergrund fegte ein junges Mädchen Blätter und kleine Zweige zusammen.

»Guten Tag«, sagte ich lächelnd und schaute zu, wie die Frau ihre Hände am grünen Kittel abwischte.

»Was kann ich für Sie tun?«

»Wir möchten Mr. Raskowski sprechen.«

»Sorry, aber mein Mann ist nicht da.«

Sie also war die Besitzerin. Ich schaute sie mir genauer an. Die Frau mochte knapp über vierzig sein, sah aber älter aus und wirkte abgearbeitet. In ihr Gesicht hatten sich scharfe Falten gegraben, selbst der Mund sah so aus.

»Wo können wir ihn denn finden?«

»Was wollen Sie von ihm?«

»Eigentlich mehr von Willy Manson. Der arbeitet doch hier, wenn ich mich nicht irre.«

»Nein, Sie irren sich nicht. Aber Willy hat zu tun. In einer Stunde machen wir Feierabend. Wenn Sie dann wiederkommen, können Sie Willy sprechen.« Sie drehte sich um und wollte weiterarbeiten. Ich hatte etwas dagegen. »Einen Moment, Mrs. Raskowski.«

Der Klang meiner Stimme schien ihr nicht gefallen zu haben. Jedenfalls hatte ich sie aufgeschreckt. Sie drehte sich wieder um.

Den Ausweis hielt ich in der rechten Hand. »Wir sind nicht zum Spaß hier, sondern dienstlich.«

Die Frau schluckte. »Polizei?«

»Ja.«

Sie hatte Mühe, sich zu fangen. »Nun ja, dann müssen Sie wohl mit ihm reden.«

»Das meine ich auch.«

»Er ist im dritten Treibhaus, im letzten, wenn Sie vor den Häusern stehen. Mein Mann ist bei ihm.«

»Danke.«

»Und was wollen Sie von Willy? Hat er was ausgefressen? Wollen Sie ihn verhaften? Das – das geht nicht. Er ist ein guter Gärtner. Er ist der Beste von allen. Wir sind auf ihn angewiesen. Sie können ihn nicht einfach wegholen.«

Ich winkte ab. »Was Ihren Mitarbeiter angeht, so müssen Sie schon uns überlassen, wie wir mit ihm umgehen oder nicht. Aber wie gut ist Willy Manson denn? Ist Gärtner nicht einfach Gärtner?«

»Nein, das sicherlich nicht.«

»Sondern?«

»Wenn Sie diesen Beruf wählen, Mister, dann müssen Sie eine bestimmte Beziehung zu ihm haben. Sie müssen ihn lieben, sie müssen eine Beziehung zu den Pflanzen aufbauen. Wenn nicht, sollten sie irgendwo einen Job am Fließband annehmen.«

»Das ist bestimmt richtig, Mrs. Raskowski. Und Ihr Mitarbeiter hat diese Beziehung zu Pflanzen?«

»Der bestimmt.«

»Können Sie da deutlicher werden?«

Sie schaute mich spöttisch an. »Sagen Sie bloß, das interessiert Sie?«

»Sonst hätte ich nicht gefragt«, erwiderte ich sanft.

»Nun ja«, sagte sie. »Willy ist ein Phänomen. Der könnte selbst eine Pflanze sein, so gut kann er mit den Pflanzen umgehen. Wir haben einen idealen Mitarbeiter gefunden. Mein Mann sagt immer, dass Willy Manson grüne Hände hat. Unter seinen Fingern gedeihen unsere Pflanzen prächtig. Ich habe sogar erfahren, dass er sie hin und wieder streichelt. Er spricht mit ihnen, er singt ihnen etwas vor, denn er geht davon aus, dass auch Pflanzen eine Seele haben. Sie merken genau, wenn man sie liebt, verstehen Sie das?«

»Ja, ich kann es mir vorstellen. Dann ist Willy ein Phänomen.«

»Richtig. Er liebt nicht nur seinen Beruf, er liebt vor allen Dingen seine Freunde. Nicht grundlos nennt er sie alle seine Lieblinge. Er ist wirklich einmalig.«

»Dann sind wir gespannt darauf, mit ihm reden zu können.«

»Aber ich warne Sie, Mister.« Sie hatte ihren Zeigefinger erhoben.

»Holen Sie ihn bitte nicht weg. Wir brauchen Willy. Er hat sich ja keines Verbrechens schuldig gemacht.«

»Das ist wahr.«

»Weshalb wollen Sie dann mit ihm sprechen?« Die Blumentante ließ

nicht locker.

»Es geht um eine Zeugenaussage.«

Mit dieser Antwort hatte ich sie beruhigt. Sie nickte uns zu. »Es ist das dritte Treibhaus. Dort lassen wir Willy schalten und walten. Er kennt auch keinen Feierabend. Willy ist glücklich, bei seinen Lieblingen sein zu dürfen.«

»Und Sie freut das?«

Mrs. Raskowski hob die Schultern. »Ob uns das freut, kann ich nicht genau sagen. Jedenfalls haben wir nichts dagegen. Meinem Mann allerdings ist das schon unheimlich. Ich habe heute kurz mit ihm gesprochen. Er war bei Willy, um eine Orchidee zu holen, die eine Kundin bestellt hatte. Wenn es nach Willy gegangen wäre, hätte er die Blume nicht verkauft. Er wollte einfach nicht. Für ihn sind die Blumen Lebewesen. Das betont er immer und immer wieder.«

»Danke sehr.«

»Wenn Sie dann meinen Mann sehen«, sagte Mrs. Raskowski, als sie uns zur Tür brachte, »sagen Sie ihm bitte, dass ich ihn hier gebrauchen kann.«

»Machen wir.«

Sie blieb in der Tür stehen und schaute uns nach. Als wir außer ihrer Hörweite waren, fing Suko an zu sprechen. »Das ist doch nicht normal«, sagte er.

»Wen meinst du damit?«

»Ihn, Willy Manson.«

»Da hast du Recht. Aber es gibt eben Menschen, die ein besonderes Verhältnis zur Natur haben.«

»Dagegen habe ich auch nichts. Nur wenn es Tote gibt, werde ich sauer.«

»Frag mich mal, Suko…«

***

Willy war wieder allein, und Willy fühlte sich gut.

Im Prinzip war er ja nicht allein, denn ihn umgaben seine zahlreichen Freunde und Lieblinge. Er hatte das Gefühl, als wären sie traurig, weil eine aus ihrer Mitte fehlte. Und Willy ging davon aus, dass er sie trösten musste.

Aus ihrer Mitte war eine brutal herausgerissen worden. Und er hatte dies letztendlich zu verantworten, was ihm in der Seele wehgetan hatte. Jetzt musste er sich bei seinen Lieblingen entschuldigen und er wollte ihnen auch versprechen, dass sich dies nicht mehr wiederholte.

Er hatte die beiden Eingänge geschlossen. Wer ihn jetzt besuchen wollte, gelangte nur mit einem Schlüssel hinein. Da gab es keinen außer Raskowski.

Willy ging dorthin, wo der die Orchidee aus dem Beet geholt hatte.

Das kleine, leere Stück Erde sah aus wie ein Brandmal. Er fühlte sich selbst geschändet, er merkte, dass ihm der Schweiß ausbrach, und nur mühsam schaute er hoch.

Vor ihm wuchsen die anderen Pflanzen aus dem gedüngten Boden. Hohe Gebilde, einige speziell gezüchtete Farben befanden sich darunter, die durch den Dünger aber anders aussahen.

Sie wirkten wie breite Schlangen, waren wesentlich fester geworden, längst nicht mehr so dünn. Ihre Spitzen waren nach unten geneigt, und dort verzweigten sie sich auch.

Er streichelte sie. Seine Hände glitten dabei von oben nach unten.

Er redete mit ihnen, entschuldigte sich für seine Tat. Es ließ sich nicht verhindern, dass Tränen in seine Augen traten.

Hoffentlich verziehen ihm die Pflanzen.

»Noch einmal werde ich es nicht tun!«, flüsterte er. »Nein, da braucht ihr keine Angst zu haben. Niemand nimmt euch mir weg. Wir werden den Anfang machen, ihr und ich…«

Er schaute zu, wie ihm die Pflanzen zunickten. Sie bewegten sich über ihm, sie schwangen wie Pendel von einer Seite zur anderen, als wollten sie ihn streicheln. Manche von ihnen streckten sich ihm entgegen. Er spürte, wie ihre Blätter über die Haut in seinem Gesicht glitten, und empfand dies als Antwort auf seine Entschuldigung.

Ja, sie würden ihm verzeihen. Er hatte schon zu viel für sie getan, und auch die großen, tulpenähnlichen Blütenkelche waren ihm zugeneigt, wobei ihm auffiel, dass eine Blüte fehlte.

Das war heute Morgen noch nicht der Fall gewesen. Wer hatte sie vernichtet?

Vorbei war der Zauber. Willy trat zurück. Er suchte den Gangboden ab und entdeckte sehr schnell einige matschige Reste. Er wusste genau, was dieser Rückstand einmal gewesen war.

Die Wut durchströmte ihn wie heiße Lava. »Raskowski, du Mörder!« hörte er sich keuchen. »Du hast sie umgebracht! Du hast meine Pflanze verletzt! Dafür wirst du büßen! Du bist nicht würdig, ein derartiges Geschäft zu führen. Du nicht!«

Scharf saugte er die Luft ein. Für einen Moment packte ihn ein wilder Schwindel. Er dachte an seinen Chef, schaute auf die kräftigen Hände und drückte sie zu Fäusten zusammen, wobei er sich vorstellte, dass sich Raskowskis Hals dazwischen befand.

»Ich räche euch, meine Lieblinge. Ich werde dafür sorgen, dass ihr neue Nahrung bekommt. Das Blut und der Saft Mandragoros werden nicht ohne Wirkung bleiben. Ich hole euch die Nahrung noch in dieser Nacht. Lasst es nur erst dunkel werden…«

Er hatte sich beinahe verausgabt, so erregt war er innerlich. Er wollte weitersprechen, aber das gelang ihm nicht mehr, denn etwas unterbrach seine Gedanken.

Es waren Schritte! Und sie kamen genau auf ihn zu…

***

Paul Raskowski konnte es nicht fassen. Es wollte einfach nicht in seinen Schädel, dass so etwas passiert war. Er war irgendwie von der Rolle, und das hatte sich auch nicht geändert, als die Kundin sehr zufrieden mit ihrer Orchidee die Gärtnerei verlassen hatte.

Als Raskowski von seiner Frau angesprochen wurde, kam er sich vor, als würde er aus einer Höhle an die Oberfläche kriechen und die normale Welt erst jetzt wahrnehmen. Er hatte sich in den kleinen Arbeitsraum hinter dem Laden verzogen und trank den Wodka aus der Flasche.

»He, was ist denn mit dir los, Paul?«

»Nichts, gar nichts.«

»Das kannst du mir nicht erzählen. Ich kenne dich lange genug. Los, rück mit der Sprache heraus!«

Raskowski schaute hoch. Er schluckte, er atmete durch die Nase, er hob die Schultern.

»Womit kommst du nicht zurecht, Paul?«

»Mit den Pflanzen und Blumen.«

Maria Raskowski lachte. Es hörte sich unecht an. Sie fühlte sich reingelegt. »Wieso das denn nicht?«

»Ganz einfach, Maria. Ich – ich bin überrascht und auch überfragt. Ich begreife es nicht.«

»Was denn?«

»Dass die Pflanzen so wachsen können.«

Maria Raskowski fing an zu lachen. »Was hast du da gesagt? Du verstehst den Wachstum der Pflanzen nicht?«

»So ist es.«

»Aber das ist doch Wahnsinn, Paul. Wir sind Gärtner. Wir müssen akzeptieren, dass die Pflanzen wachsen.«

»Im Prinzip schon. Dagegen habe ich auch nichts. Aber nicht, dass sie so unnatürlich wachsen. Verstehst du das?«

»Nein.«

»Ich war bei Willy, ich habe die Orchidee geholt. Was ich in dem Treibhaus sah, das hat mich regelrecht erschreckt. Das war für mich, den Gärtner, furchtbar.«

»Wieso das denn?« Maria zog einen Schemel heran und setzte sich.

Die Antwort gab er flüsternd und unterstrich seine Worte zudem mit kräftigen Handbewegungen. »Das hättest du sehen müssen, Maria, das war einfach Wahnsinn. Die – die Blumen und Pflanzen sind um mehr als das Doppelte gewachsen. Sie sind riesig geworden, schon monströs, und man kann vor ihnen Angst bekommen.«

»Du bist verrückt!«

»Nein, das bin ich nicht. Was ich dir sage, entspricht Wort für Wort den Tatsachen. Wenn du das siehst, kommst du aus dem Staunen nicht mehr heraus. Das ist der reine Wahnsinn. Ich bin Gärtner. Ich glaube auch, etwas von meinem Job zu verstehen, aber ich bin völlig von der Rolle gewesen, als ich das gesehen habe. Das ist kein Treibhaus mehr, Maria, das ist eine Monsterhöhle, verstehst du? Eine regelrechte Monsterhöhle, in der bald alles zugewachsen sein wird. Den Grund kenne ich nicht. Aber das ist nicht normal.«

Maria Raskowski kannte ihren Mann lange genug, um zu wissen, dass er nicht log. »Was willst du denn tun?«

»Ich weiß es nicht.«

»Doch, du weißt es. Du hast dich längst entschieden. Aber du willst es mir nicht sagen.«

Raskowski schaute zu Boden. »Der Grund könnte Willy Manson sein.«

»Er ist es!«, sagte die Frau.

»Ja – okay, kein Widerspruch. Und wenn er es tatsächlich sein sollte, wieso, zum Teufel, ist es ihm dann möglich, für ein derartiges Wachstum zu sorgen?«

»Keine Ahnung.«

Paul hob den Blick. »Nur durch Streicheln, durch Reden? Indem er die Blumen und Pflanzen wie Menschen behandelt, können sie ihr Wachstum doch nicht verdoppeln.«

»Anscheinend doch.«

»Das will ich einfach nicht glauben.«

»Dann ist es am besten, wenn du hingehst, mit Willy sprichst und dich davon überzeugst.«

Er dachte nach und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Im Laden bimmelte die Glocke über der Tür. Ein Kunde hatte das Geschäft betreten. Um ihn kümmerte sich Maria. Als sie zurückkehrte, fand sie ihren Mann noch immer in derselben Haltung.

»Hast du dich entschieden?«

»Ja, ich gehe hin. Auch wenn ich dabei ein verdammt ungutes Gefühl habe. Das kommt schon eher einer beklemmenden Angst gleich, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Nicht direkt, Paul, aber tu es. Wir können uns von Willy nicht die Butter vom Brot nehmen lassen.«

Der schwere, bärtige Mann erhob sich ächzend. »Es stimmt, du hast vollkommen Recht.« Er strich seiner Frau über das graue Haar.

»Bis gleich dann.«

»Und noch etwas, Paul. Wenn er sich störrisch zeigt, beweise du ihm, wer der Boss ist. Das bist immer noch du. Vergiss das nie.«

»Keine Angst, ich werde daran denken.«

Raskowski verließ das Geschäft durch einen Hintereingang. Das war ein verdammt mieser Tag. Nicht nur vom Wetter her, auch vom

Gefühl. Seine Stimmung war so tiefgrau wie der Himmel.

Viele Beete waren auch leer. Der Winter nahte, und damit fing die Zeit an, wo das Geschäft nicht mehr so gut lief. Die Wochen vor Weihnachten einmal ausgenommen.

Die beiden anderen Gärtner waren damit beschäftigt, den Boden umzugraben und Unkraut zu jäten. Sie grüßten ihren Chef, als dieser an ihnen vorbeiging, doch er sah sie nicht, er war in Gedanken versunken.

Auch im ersten Treibhaus arbeitete ein Angestellter. Er topfte dort Pflanzen ein. Da hinter dem Glas Licht brannte, konnte Raskowski den Schatten sehen.

Es fing an zu nieseln. Dem Mann kam es vor, als würde der feine Regen aus den zahlreichen Düsen einer Gießkanne der Erde entgegenrieseln. Er ging jetzt schneller, schlug trotzdem einen kleinen Bogen, weil er das dritte Treibhaus nicht durch den Vordereingang betreten wollte, sondern von der Seite, wo Willy seine kleine Bude hatte.

Die Tür war verschlossen. Auch das noch.

Willy wurde immer seltsamer. So etwas hatte er noch nie getan, es sei denn, er machte Feierabend. Ob er schon weg war?

Das konnte sich Raskowski nun nicht vorstellen. Nein, daran glaubte er einfach nicht. Willy war kein Mensch, der freiwillig seinen Arbeitsplatz verließ, mit dem er so verwachsen war. Es musste andere Gründe haben. Wahrscheinlich wollte er nicht, dass ihn jemand bei seiner Arbeit störte, auch wenn er der Chef war.

Aber der Chef besaß einen Schlüssel. Damit hätte Willy eigentlich rechnen müssen.

Raskowski kramte ihn aus seiner Kitteltasche und öffnete das Schloss. Er wusste, dass die Tür beim Aufziehen knarrte, doch durch bestimmte Bewegungen konnte man die Lautstärke des Geräusches in Grenzen halten. Er musste nur vorsichtig genug sein.

Schon sehr bald schlug ihm die warme Luft entgegen. Sie musste es sein, wenn bestimmte exotische Pflanzen und Blumen gedeihen sollten, an diesem Tag aber empfand er die Luft als widerlich und atemberaubend. Sofort spürte er die Beklemmungen. Wenn er durchatmete, schien die Luft nicht einmal seine Lungen zu erreichen.

Vor ihm lagen die drei Beete, die seiner Ansicht nach gleichzeitig einen Wald darstellten.

Nichts anderes hatte dieser immense Wuchs bewirkt. Es war ein gewaltiger Wald aus Pflanzen und mächtigen Blumen mit bunten, großen und prächtigen Blüten. Etwas völlig Unnatürliches, bei dem der Mensch zu einem Zuschauer degradiert worden war. Hier konnte er die Natur erleben, hier bekam er sie hautnah mit, aber es war eine Nähe, die selbst der Gärtner nicht mochte. Er akzeptierte sie nicht, er

hatte Angst vor diesem dschungelähnlichen Wirrwarr.

Diese Welt war ihm fremd geworden. Etwas verloren stand er vor der Tür und dachte darüber nach, welchen der drei Wege er nehmen sollte. Paul entschied sich für den mittleren. Möglicherweise auch deshalb, weil er dort die Orchidee aus der Erde hatte entnehmen lassen, und so etwas wie ein schlechtes Gewissen trieb ihn dorthin.

Er ging langsam.

Der Boden zeigte eine graue Betondecke, die nicht ganz eben war.

Hin und wieder wies er Buckel oder kleine Mulden auf, die zu Stolperfallen werden konnten. Pflanzenreste bedeckten ihn teilweise.

Wer nicht aufpasste, konnte auf dem Zeug leicht ausrutschen.

Der betäubende Duft der Blumen verschlug ihm beinahe den Atem. Nie zuvor hatte er ihn so intensiv wahrgenommen. Nicht etwa, dass er sich darüber gefreut hätte, wie es vielleicht andere taten. Ihm kam dieser Duft, dieses Aroma eher betäubend vor, als wollte er den Menschen einlullen und seine Widerstandskraft lähmen.

Wo steckte Willy Manson?

Der Gärtner war von Natur aus klein und in diesem Dschungel leicht zu übersehen. Viele Pflanzen waren so gewuchert, dass sie mit denen anderer Beete zusammenwuchsen. Da bildete sich dann ein Tunnel, unter dem ein kleiner Mensch herschreiten konnte.

Raskowski musste sich bücken.

Dann hörte er Willy. Er redete, aber es war kein Mensch in der Nähe, mit dem er sich hätte unterhalten können. Also sprach er mit seinen Lieblingen.

Raskowski blieb stehen und atmete tief durch. Zum ersten Mal kam ihm der Gedanke, dass mit Willy Manson etwas nicht stimmen konnte. Dass sein Mitarbeiter den Verstand verloren hatte. Denn was er tat, war in den Augen des Chefs hirnverbrannt. Raskowski wollte Tacheles mit ihm reden und ihn aus seiner Welt herunterholen.

Nach einigen Schritten war die Sicht besser geworden, er konnte Willy endlich sehen.

Der kleine Gärtner mit dem grauen Haarkranz, der Stirnglatze und der Brille stand vor seinen Blumen. Er hatte sich umgezogen, trug eine blaue Jeans, ein Hemd und hatte vor seinen Körper eine braune Schürze gebunden.

Ihm machte diese fürchterliche Luft nichts aus, im Gegensatz zu Paul Raskowski, der sie als immer schlimmer empfand und kaum noch atmen konnte. Er ging trotzdem weiter und bemühte sich nicht, besonders leise zu sein. Willy sollte ihn ruhig hören.

Und er hörte ihn.

Paul Raskowski merkte, wie sich der Körper des Gärtners spannte und sich Willy langsam umdrehte. Er tat es mit einer Bewegung, die Paul überhaupt nicht gefiel. Wer sich so bewegte wie Willy, der hatte

etwas vor, der wusste bereits Bescheid, in dessen Kopf stand der Plan fest.

Plötzlich bekam Paul Raskowski Angst…

***

Willy Manson hatte sich umgedreht. In den letzten Sekunden hatte er genau gewusst, wer da kam, aber er hatte bewusst so getan, als wäre ihm nichts aufgefallen. Er schaffte es sogar, einen überraschten Ausdruck auf sein Gesicht zu zaubern.

»Hallo, Chef«, sagte er, »auch hier?«

»Ja, wie du siehst.«

»Ist selten, dass Sie zweimal kommen.«

»Ich habe meine Gründe.«

»Kann ich mir denken. Welche denn?«

Raskowski war von der Sicherheit seines Angestellten irritiert. Mit dem Daumen deutete er über die Schulter. »Ich wunderte mich darüber, dass du abgeschlossen hast.«

»Klar, sorry, aber ich wollte allein sein.«

»Weshalb?«

»Ich muss mit ihnen reden, Chef. Ich muss mit meinen Lieblingen sprechen, um sie um Verzeihung zu bitten.«

»Um Verzeihung bitten?«

»Ja, stimmt.«

»Weshalb das denn?«

»Das kann ich Ihnen sagen, Chef. Ich habe heute einen sehr großen Frevel begangen. Ich habe die Orchidee aus ihrer Mitte gerissen. Ich habe dafür gesorgt, dass ihr Herz blutet. Es war einfach furchtbar für mich. Sie können sich nicht vorstellen, wie ich gelitten habe.«

Raskowski schüttelte den Kopf. »Das kann ich mir auch nicht vorstellen, Willy. Verdammt noch mal, das war doch nur eine Blume! Und wir leben nun mal von der Zucht und vom Verkauf von Blumen und Pflanzen. Willst du das nicht begreifen?«

Willy Manson zog ein Gesicht, als hätte er soeben eine furchtbare Nachricht gehört. »Was haben Sie da gesagt, Chef? Nur eine Blume?«

»Sicher.«

»Das ist mehr als nur eine Blume, Chef. Das ist viel mehr. Das ist ein wunderbares Lebewesen, verstehen Sie? Eine Blume empfindet wie wir Menschen. Sie durchlebt die Trauer ebenso wie die Freude. Sie ist manchmal deprimiert, dann wieder sehr hoffnungsfroh. Das haben auch die Menschen an sich, Chef. Man kann mit ihnen reden, wenn man sich Mühe gibt, und sie haben auch Botschaften für uns.«

»Übertreibst du da nicht etwas?«, fragte Raskowski, der Mühe hatte, sich zu beherrschen.

»Nein, warum?«

»Verdammt noch mal, Willy, das sind Pflanzen und keine Menschen! Geht das nicht in deinen Schädel hinein?«

Willy wartete einen Moment, bevor er den rechten Arm hob und den Zeigefinger ausstreckte. Er wirkte dadurch wie ein zu klein geratener Oberlehrer. »Da irrst du dich, Chef. Es sind keine Menschen, das stimmt schon, aber es sind Lebewesen. Wunderbare Lebewesen, Produkte der Schöpfung, die nicht deshalb existieren, um getötet zu werden. Man darf sie nicht abreißen, nicht knicken, nicht zerstören. Sie müssen einfach existieren, dafür sind sie erschaffen worden.«

»Hör auf, verdammt!« Raskowski bewegte sich wild. »Alles, was ich hier sehe, sind Blumen, sind Pflanzen, es ist eine Ware, mit der ich handle. Sie garantiert uns beiden ein Einkommen und den Lebensunterhalt, hast du das kapiert?«

Willy Manson ließ eine Weile vergehen, bevor er eine Erwiderung gab. Auf seinem Gesicht spiegelte sich die Skala der Gefühle wider, die er empfand.

Unglaube, Wut, Zorn, auch Hass.

»Das ist nicht dein Ernst, Chef! Sag, dass es nicht dein Ernst ist, verdammt!«

»Doch, es ist mein Ernst!«

»Nein, Chef. Tu du dir selbst den Gefallen und erkläre mir, dass es nicht dein Ernst ist.«

»Ich denke so und dabei bleibt es!«

Willy senkte den Kopf. Er starrte zu Boden. Er sah aus wie ein gebrochener Mann. Dann schüttelte er den Kopf, ohne die Blickrichtung zu verändern. »Ich habe deiner Stimme entnommen, dass es doch dein Ernst ist, Chef. Dass ich dich nicht vom Gegenteil überzeugen kann.«

»Stimmt.«

»Und deshalb wirst du die Folgen tragen müssen.« Jetzt hob Manson den Kopf. Er starrte dem anderen ins Gesicht und Raskowski glaubte, einen anderen vor sich zu sehen als Willy.

Manson hatte sich verändert. Seine Haut schien die Farbe gewechselt zu haben, sie wirkte jetzt grünlich, ähnelte immer mehr den Pflanzen. Es hätte Raskowski nicht gewundert, wenn plötzlich irgendwelche Triebe aus den Ohren oder Nasenlöchern herausgewachsen wären.

»Das ist doch – was ist mit dir los, Willy? Verdammt, geht es dir schlecht?«

»Nein, Chef, es geht mir gut. Es kann mir nur gut gehen, weil ich den Rest des Blutes getrunken habe. In mir steckt der Geist des Mandragoro. Ich liebe ihn, er liebt mich, wir beide lieben die Natur. Er ist der Herr der Pflanzen, der mächtige Dämon, der es schafft, die Natur zu manipulieren. Er ist der große Wanderer zwischen den Pflanzen, er ist einmalig. Er wird die Menschen für ihre Sünden

bestrafen, und auch du gehörst dazu.«

»Wie – wieso denn ich?« Raskowski stellte die Frage, ohne den Hintersinn zu begreifen.

»Weil du nicht anders denkst. Für dich sind diese Lebewesen nichts anderes als eine Ware. Das ist sehr schlecht und das muss einfach bestraft werden.«

Scharf stieß Paul den Atem durch die Nase aus. Er hatte nur Blicke für Willy Manson, was über ihm geschah, bekam er nicht mit. Der Mann stand für einen Angriff günstig. Über seinem Kopf waren einige von verschiedenen Seiten aufeinander zuwachsende Pflanzen fast ineinander verschlungen, denn berührt hatten sie sich schon.

Jetzt bewegten sie sich weiter…

Sie senkten sich. Sehr langsam, trotzdem unaufhaltsam. Sie näherten sich seinem Kopf, ihre Enden waren wie zuckende Schlangenarme oder wie kleine Saugnäpfe von Kraken.

Sie waren böse, sie hatten alles gehört, sie standen mit Willy in Kontakt.

»Es war dein Fehler, Chef. Du hättest mit der Einstellung nicht herkommen dürfen. Jetzt ist es zu spät.«

»Für wen?«

»Nur für dich, Chef. Du wirst sterben, du wirst vergehen, du wirst dieses Treibhaus nicht mehr verlassen. Man wird dich verschlingen, denn auch die Pflanzen brauchen Nahrung.«

»Bist du denn wahnsinnig, Willy?«

»Nein, Chef, nein«, flüsterte er. »Ich bin völlig normal. Du bist wahnsinnig und überheblich wie alle Menschen, denn du hast Mandragoros Zeichen nicht erkannt. Jetzt wirst du dafür büßen.«

»Ich werde dich entlassen!«, schrie Paul. »Mit einem Irren will ich nichts zu tun haben!«

»Das kannst du nicht mehr, Chef!«

»Was meinst du, was ich alles kann. Ich werde dich…« Er verschluckte sich, ging einen Schritt vor und es sah so aus, als hätten die Pflanzen darauf nur gewartet.

Sie schlugen zu. Drei lianenartige Gewächse fielen in die Tiefe. Sie schlugen noch einen kleinen Bogen, um ihr Opfer auch richtig erwischen zu können. Und dann klatschten sie gegen ihn.

Raskowski wurde gestoppt. Ein grünes Band hatte sich plötzlich um seine Brust gewickelt, zerrte ihn zurück und hob ihn gleichzeitig an, sodass er über dem Boden schwebte.

Willy aber schaute zu und lachte gellend auf!

***

An der Vorderseite war das verdammte Treibhaus abgeschlossen.

Da wir nicht unbedingt einbrechen wollten, blieb uns nur der Weg

zur Rückseite. Dort gab es bestimmt eine zweite Tür.

»Und wenn die auch verschlossen ist?«, fragte Suko.

»Kletterst du durch ein Fenster, falls wir eins finden«, brummte ich. Es machte keinen Spaß, bei diesem Wetter überhaupt zu gehen.

Der Himmel weinte seine Tränen aus Sprühregen. Wir hatten weder einen Schirm noch eine Kapuze. Unsere Haare waren nass und kalt geworden. Ich hatte das Gefühl, als würde auf meinem Schädel eine Eishaube liegen.

Die feuchte Luft kam mir schwer vor. Sie transportierte den typischen Geruch von nasser, umgegrabener Erde, vermischt mit einem Aroma, das irgendwelche Pflanzen oder alte, allmählich vermodernde Pflanzenreste abgaben.

Es gelang uns leider nicht, durch die Scheiben des Treibhauses zu schauen. Dazu waren sie zu schmutzig. Außen hing ein schwarzgrauer Film und im Innern sah es bestimmt nicht anders aus. Der Boden war weich und nass geworden. Bei jedem Schritt rutschten wir durch den nassen Lehm und sanken manchmal ein.

An der hinteren Seite hatte das Treibhaus einen Wulst oder ein Geschwür. Der Schuppen gehörte nicht dazu, musste später angebaut worden sein und erinnerte mich an eine kleine Bude, wie sie manchmal von Kindern gebaut wurden. Es war ein Ministall.

Ich blieb vor der Tür stehen. Das Schloss dort schimmerte nass. Ich schaute mir die ebenfalls nasse Klinke an, aber Suko war schneller.

Er hatte längst entdeckt, dass die Tür nicht verschlossen war. Sie stand sogar fingerbreit auf.

Suko öffnete sie weiter. Dass dabei Geräusche entstanden, ärgerte uns sehr. Sie blieben zum Glück leise, und es war Suko, der als Erster durch die Lücke in das Innere des Treibhauses schlüpfte.

Ich folgte ihm sehr schnell und hatte den Eindruck, eine feuchtschwüle, urweltartige Region zu betreten, in der all das wuchs, was längst ausgestorben war.

Suko schaute zu mir hoch und bekam auch mit, dass ich leicht schwankte.

»Das ist die Hölle, wie?«

»Zumindest die Vorhölle.« Ich benötigte einige Sekunden, um mich an diese Umgebung zu gewöhnen. Die Luft war so schrecklich feucht. Sie schien von einem nicht abreißenden Strom von Tropfen durchdrungen zu sein. Jeder Atemzug ähnelte schon einem Trinken von Wasser und in meinem Hals spürte ich das Kratzen.

Vor uns begannen die drei langen Reihen der Beete!

Wo sie endeten, war nicht zu erkennen, denn es brannte kein Licht. Die weißen Röhren unter der Decke und über den Pflanzen blieben so, wie sie waren.

Auch ich verspürte kein Bedürfnis, das Licht einzuschalten. Wer

immer sich hier aufhalten würde, er sollte auf keinen Fall gewarnt werden.

Suko, obwohl in seiner Kindsgestalt, dachte praktisch. »Welchen Gang nehmen wir?«

Ich verzog den Mund. Auf meinen Lippen schien ein dünner, grüner Film zu liegen. Aber das bildete ich mir wohl nur ein. »Wir nehmen jeder einen. Dann bleibt noch einer übrig.«

»Ist okay.«

Beide schauten wir nach vorn. Die grünen Pflanzen verschwammen im Halbdunkel. Vor uns lag eine stickige Welt. Beinahe konnte man sie schon wachsen sehen.

Dunstschwaden vernebelten zusätzlich die Sicht. Sie drangen aus der braunen Beeterde, als wäre diese mit zahlreichen Mäulern versehen, die alles ausatmeten, was ihnen nicht passte.

Suko wollte den mittleren der Gänge nehmen. Ich entschied mich für den links davon.

»Dann los«, sagte ich. »Und wenn etwas ist, gib sofort Alarm.«

Er lächelte mir zu. »Keine Sorge, auch wenn ich geschrumpft bin, ich habe nichts vergessen.«

***

Willy Manson war glücklich!

Es tat ihm einfach gut, mit anzusehen, wie ihn seine Lieblinge beschützten, wie sie ihm gehorchten, wie sie den Feind, der auch der ihre war, fertig machten.

Auch wenn Raskowski es gewollt hätte, es war ihm nicht möglich, zu schreien.

Ein grüner Arm hatte sich wie eine Henkerschlinge um seinen Hals gelegt. Wenn er schreien wollte, drangen nur würgende Laute aus seinem weit geöffneten Mund. Dort bewegte sich auch seine Zunge, als hätte man ihm einen gefärbten Lappen in den Mund gestopft.

Die Lianen hatten ihn etwa einen Yard vom Boden angehoben.

Zwei weitere hielten seine Beine umschlungen und hatten es auch geschafft, ihn zu kippen.

So hing er waagerecht über dem Gang, beobachtet von Willy, der seine Freude nicht unterdrücken konnte und sich immer öfter die Hände rieb. Es machte ihm ungeheuren Spaß, endlich als Sieger dazustehen. Wie lange hatte er darauf gewartet! Er hatte das Gefühl, dass er es war, der diese Pflanzen allein durch seine Gedanken dirigierte. Noch spielten sie mit Raskowski. Nicht mehr lange, dann würden sie zuschlagen und den Menschen ihren Artgenossen als Beute zuführen.

Dann würde er verschluckt werden…

Mit der Beute in den Klauen bewegten sie sich mal nach links, dann

wieder nach rechts. Es sah so aus, als könnten sie sich nicht für eine Richtung entscheiden.

Und der Mann kämpfte. Raskowski hatte den ersten schrecklichen Schock überwunden, auch wenn er die gesamte Tragweite noch nicht begreifen konnte.

Dennoch wehrte er sich. Er schlug um sich.

Seine Hände waren frei, sie konnten zugreifen, sie konnten packen, sie würden zerreißen, sie würden zerren, aber die kamen gegen die geschmeidige Kraft der Pflanze nicht an.

Wo immer seine Hände auch hinfassten, sie rutschten ab. Zudem waren die Lianen einfach zu geschmeidig, um sie brechen zu können. Immer wieder entglitten sie seinen Händen.

Auch andere in der Nähe wachsende Pflanzen und Blumen hatten etwas von diesen Vorgängen mitbekommen. Sie bewegten sich ebenfalls. Es wirkte wie eine stille Vorfreude auf die kommende Nahrung.

Dampf wölkte zwischen ihnen auf. Der Boden spie seinen Atem aus, der zudem nach alten, verfaulten Pflanzen roch. Blütenblätter streckten sich. Sie waren um das Vielfache größer als normal. Aus ihnen wurden gefräßige Mäuler, die alles in sich hineinstopften.

Was dem Gefangenen so lange vorkam, dauerte nur Sekunden, aber er erlebte alles mehrfach mit.

Paul Raskowski hatte den Eindruck, als würde der Knochenmann mit schlagbereiter Sense über ihm schweben. Es gelang ihm nicht mehr, den Kopf zu bewegen, denn die Pflanze presste seinen Hals so stark zusammen wie eine Garrotte. Allein dies war schon eine Folter, denn er sollte genau mitbekommen, was mit ihm geschah.

Die Angst war die zweite Fessel. Manchmal gelang ihm ein Blick in die Tiefe. Dort sah er Willy.

Er war zu einem Monstrum mit grünlich schimmernder Haut geworden. In der Hand hielt er eine scharfkantige Blumenzange, mit der sogar Zweige oder kleinere Äste durchtrennt werden konnten.

Die Brille mit dem dunklen Gestell wirkte in seinem Gesicht wie ein Fremdkörper. Hinter den dicken Gläsern funkelten seine Augen, als wären sie extra mit Hass gefüllt worden.

Und dann hatten sich die langen, geschmeidigen Arme entschieden. An der rechten Seite ließen sie ihn los, nur noch an der linken Seite wurde er gehalten, ohne jedoch eine Chance zur Befreiung zu haben, weil aus dem dichten Bewuchs schräg unter ihm Wieder ein dünner kräftiger Zweig hochpeitschte und nach ihm griff.

Er wand sich in der Körpermitte um seine Gestalt. Und dieser verdammte Krakenarm war der Kräftigste von allen.

Er zerrte ihn zur Seite und Sekunden später nur schwebte er über dem Beet. Unter ihm dampfte der Bewuchs. Ein Dschungel innerhalb

des Treibhauses. Er hörte Willy Manson leise lachen und dann Worte sagen, die ihn schockartig trafen.

»Jetzt ist es vorbei mit dir, Chef! Da unten warten sie. Sie werden dich verschlingen, fressen – hast du gehört? Ja, sie sind gewachsen, und mit jedem Zoll steigerte sich auch ihr Appetit auf Menschen. Du gehörst dazu, du hast sie lange genug gequält, und für dich gibt es kein Entkommen mehr, das habe ich mir geschworen. Wer meine Welt zerstören wird, der wird selbst vernichtet werden…«

Mit diesen Worten war für Willy Manson die Sache erledigt. Aber nicht für Raskowski Der Pflanzenarm sackte nach unten, und mit ihm natürlich der menschliche Körper. Es gelang dem Mann, den Kopf zu drehen. Plötzlich tobte die Todesangst durch seinen Körper.

Was er direkt unter sich zu sehen bekam, war einfach grauenhaft und die gleichzeitige Erfüllung des Versprechens.

Drei Mäuler warteten auf Beute! Drei breite, gewaltige Öffnungen.

Überdimensionale Blütenkelche mit fettigen Rändern, die allesamt grünlich schimmerten, jedoch noch von anderen Farben durchzogen waren.

In jedes geöffnete Blütenmaul passte sein Kopf und auch sein Körper hinein. Das war wie bei einer Schlange, die nach einem Kaninchen schnappte.

Und die Pflanze drehte ihn.

Paul Raskowski wurde gekippt wie auf einer Achterbahn. Kopfüber schwebte er über dem ersten Rachen.

Dann rutschte er weiter.

Der Rachen der breiten Blüte kam ihm vor wie ein tiefer Schlund, der im Vorhof der Hölle endete, wo ein dichter, graugrüner Rauch brodelte.

Und dann schnappte die Blüte zu und erstickte den Schrei des verzweifelten Mannes…

***

Und genau das sah Suko!

Er hatte sich so lautlos wie möglich durch den Gang bewegt, immer wieder auf der Hut, auch immer damit rechnend, von den Pflanzen angegriffen zu werden.

Längst war ihm klar geworden, dass diese Welt unter der Fuchtel des Dämons Mandragoro stand. Und Suko wusste auch darüber Bescheid, wie sehr dieses Wesen seine Welt manipulieren konnte. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, wenn ein Mensch unter seinem Einfluss erstickt wäre.

So auch jetzt.

Der Kopf verschwand in der Blüte. Suko war erstens zu klein und zweitens viel zu weit entfernt, um eingreifen zu können. Er trug auch

keine Schusswaffe bei sich, das hatte er bewusst abgelehnt, jetzt aber ärgerte er sich darüber.

Ihm blieb die Dämonenpeitsche. Um sie jedoch einzusetzen, brauchte er eine gewisse Zeit, und nicht nur diese schreckliche Umwelt stand ihm als Feind gegenüber.

Da war noch jemand anderer! Willy Manson, der Gärtner!

Er hatte sich sehr auf den Mordvorgang konzentriert und Suko erst im letzten Augenblick gesehen. Als er ihn entdeckte, zuckte er zusammen.

»Verdammt, wer bist du?«

Suko gab keine Antwort. Es kam jetzt auf jede Sekunde an, wollte er den Mann, der immer tiefer in den Blütenkelch hineinglitt, noch retten. Deshalb griff er zur Peitsche, zerrte sie hervor und wollte den berühmten Kreis schlagen. Dazu aber kam es nicht mehr, denn Willy hatte die Gefahr erkannt und richtig eingeschätzt.

Er griff an. In seiner rechten Hand hielt er noch immer die Schere.

Sie war so scharf und schwer, dass er sie mit einem Stoß durch Sukos Körper rammen konnte.

Er schrie auf, warnte Suko damit, der sich gedankenschnell zur Seite drehte.

Die Waffe verfehlte ihn. Sie kratzte über den Rand des breiten Beetes hinweg, riss dort einen Holzspan los und hinterließ einen weißen Streifen.

Willy fluchte. Er hatte Mühe, sich zu fangen, war aber nicht schneller als Suko, der blitzschnell beide Händen gehoben hatte und sie in Willys Nacken wuchtete.

Suko war ein Kind, und als Kind besaß er nicht die Kraft eines Erwachsenen.

Zwar röchelte Willy auf, er ging auch zu Boden, verlor dabei seine Brille, deren Glas unter seinem Gewicht zerbrach. Normalerweise hätte Suko nachgesetzt, aber da gab es jemanden, der wichtiger war.

Er musste Paul Raskowski retten.

Nur eine Chance blieb ihm dabei.

Es war der Einsatz der Dämonenpeitsche. Noch immer hatte er es nicht geschafft, den Kreis zu schlagen, was sich in den nächsten beiden Sekunden änderte.

Suko hätte am liebsten gejubelt, als die drei Riemen aus dem Loch hervorglitten. Erst klatschten, dann schleiften sie über den Boden, als sich Suko umdrehte.

Er verfluchte seine Größe. Um die Pflanzen zu treffen, musste er nicht nur weit ausholen, sondern sich auf die Zehenspitzen stellen, um die Pflanze auch zu erreichen.

Als Erwachsener war dies kein Problem, jetzt bekam er den Ärger.

Er warf noch einen Blick in die Höhe und stellte mit Entsetzen fest,

dass auch die Schultern des Gärtnereibesitzers verschwunden waren. Er sah die Brust, die Hüften, die Beine, die sich strampelnd bewegten, wobei er hoffte, dass dies nicht die letzten Reflexe des Menschen waren.

Er holte aus – und schlug nicht zu!

Plötzlich hing Willy Manson wie eine Klette an seinem rechten Arm und hinderte ihn daran. Er tobte, er keuchte, er steckte voller Hass und er zerrte den kleineren Suko zurück.

Suko setzte seine Kraft ebenfalls ein, musste jedoch zugeben, dass ihm der andere überlegen war.

Er wuchtete ihn so weit nach hinten, dass sich Suko nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Hart fiel er auf den Rücken, prellte sich noch den Hinterkopf und schrie, als ihm Willy das rechte Handgelenk herumdrehte, sodass er seine Dämonenpeitsche loslassen musste.

Und dann hatte Willy Manson wieder seine verdammte Zange in der Hand. Er stand vor und gleichzeitig über Suko. Böse zischte er ihm zu: »Sie nehmen auch totes Fleisch, verdammt! Sie nehmen es auch…«

Er lachte, dann fiel er nach vorn. Und Suko schrie verzweifelt nach seinem Freund John Sinclair!

***

Dass die Musik woanders spielte und dass ich den falschen Gang, gewählt hatte, war mir schnell klar geworben, denn einige Geräusche gefielen mir überhaupt nicht. Nur wurden sie von der dichten Pflanzenmasse, sie aus dem Riesenbeet regelrecht hervorwucherte, stark gedämpft. Hinzu kam auch der verfluchte Dunst, der eine Sicht nahezu unmöglich machte.

Ich sah aber die Gewächse, die Blumen, die Pflanzen. Und einige von ihnen reagierten nicht so, wie man es von ihnen kannte. Sie lebten, sie bewegten sich, sie öffneten dabei ihre überdimensional großen Blüten, sodass aus ihnen regelrechte Mäuler mit langen Zungen wurden, die nur darauf warteten, einen Menschen oder ein Tier verschlucken zu können.

Diese Welt lebte tatsächlich, und es war Mandragoro gewesen, der dafür gesorgt hatte.

Ich verfluchte ihn, ich verfluchte auch seinen verdammten Saft oder sein Blut, das in Ampullen verschickt wurde. Was eine allein anrichten konnte, sah ich hier. Die großen Pflanzen breiteten sich so stark aus, dass es zwischen ihren Stängeln und Blättern kaum noch Lücken gab, durch die ein wenig Licht hätte dringen können.

Alles verschwamm in einer graugrünen, nach alten Pflanzen stinkenden Suppe, die mir vorkam wie ein Pesthauch aus finsteren Höllenreichen. Ich lief trotzdem weiter, den Blick nach rechts gerichtet und auch des Öfteren in die Höhe, wo die Masse der

Pflanzen von einigen starken Lianen überragt wurde.
Zwei fielen mir besonders auf. Sie wuchsen dicht zusammen und sie hatten ihre geschmeidigen und starken Arme um ein Beutestück geklammert.
Es war ein Mann.
Zuerst dachte ich an eine Täuschung, weil ich von ihm nur zwei strampelnde Beine sah. Dann aber, als ich näher kam, wusste ich, dass es nicht anders möglich war, denn die Pflanze war dabei, diesen Menschen kopfüber zu verschlingen.
Wahrscheinlich war es Raskowski, der von den Aktivitäten seines Mitarbeiters nichts gewusst hatte und voll reingefallen war. Er schwebte in Todesgefahr. Es gab nur eine Chance, ihn zu retten.
Dazu musste ich aber auf das verdammte Beet.
Ein kurzer Anlauf, ein Sprung, die Beine gestreckt, dann hatte ich es geschafft.
Ich fiel in die verfluchte, fremde Welt der Fleisch fressenden Pflanzen hinein und kam mir dabei vor wie in einem dichten Dschungel, der vor mir eine federnde Wand bildete, in die ich mich hineinzwängte.
Mit der Beretta war nicht viel auszurichten. Ich verließ mich wieder auf den Dolch, mit dem ich zuhieb wie mit einer Sense. Die kleineren, völlig normalen Pflanzen zerstörte ich radikal, hieb sie regelrecht durch, sodass sie mir als Fetzen um die Ohren flogen.
Bei den Größeren hatte ich Schwierigkeiten, denn sie hatten meinem Dolch mehr entgegenzusetzen. Wie hartes Gummi standen sie mir an manchen Stellen im Weg. Dann waren da noch die Mutierten.
Sie wollten mich fangen. Von oben und unten griffen sie an. Sie legten raffinierte Fußangeln, in denen ich mich verfangen sollte.
Gleichzeitig bewegten sich über meinem Kopf die mächtigen Blütenkelche wie gierige Hauben, die mich verschlingen wollten.
Mein rechter Arm bewegte sich wie ein Blitz und ebenso der Dolch. Ich zerschnitt die manchmal wurmartige Masse, und wenn ich die mutierten Zweige und Stängel traf, dann faulten sie vor meinen Augen ab, weil die Kraft des geweihten Silberdolchs einfach stärker war.
Ich kämpfte mich durch und voran!
Endlich stand ich zum Greifen nahe vor dem menschenfressenden Monstrum! Ich sah trotzdem alles klar und holte aus.
In diesem Augenblick peitschte von der Seite her ein langer, mit Blättern bewachsener Zweig auf mich zu und schaffte es, meinen Körper in der Mitte blitzschnell zu umwickeln.
Mir blieb der Fluch im Halse stecken. Mein Schlag fehlte und ich setzte den Dolch dann anders ein. Mit der Klinge säbelte ich an der missgestalteten Liane entlang, die mich umklammerte. Sofort hörte der Druck auf. In braunen Fetzen fiel das Zeug vor mir zu Boden.
Im selben Augenblick hörte ich Sukos Verzweiflungsschrei vor und

unter mir.

In meinem Gehirn tobten die Gedanken. In weniger als einer Sekunde musste ich mich entscheiden. Die Pflanze oder Suko.

Ich rammte meinen Dolch an der dicksten Stelle in sie hinein, ließ ihn los und warf mich mit wahrer Brachialgewalt vor. Da war auch schon die Kante, nichts hielt mich mehr, sodass ich förmlich aus der Luft in das Geschehen hineinflog…

***

Suko hatte in seiner Verzweiflung geschrien und doch nichts erreichen können. Die Hand mit der Zange jagte nach unten.

Dass Suko die Beine anzog und Willy Manson die Füße entgegenschnellte, wurde ihm nicht bewusst, da diese Bewegung nicht vom Gehirn gesteuert wurde.

Aber Manson erwischte es.

Er traf zwar, aber die Zange rammte gegen Sukos Schuhsohlen.

Die Treter waren neu, belegt mit einer dicken Riffelsohle aus hartem Gummi. Sie retteten Suko das Leben.

Vor Wut schrie der Gärtner auf. Er holte noch einmal aus, da aber hatte sich Suko bereits zur Seite gerollt, so hatte ihn die Zange nicht mehr getroffen.

Aber Willy wollte nicht aufgeben. Er suchte eine bessere Position und drehte dem Beet mit den Fleisch fressenden Pflanzenmonstren den Rücken zu.

Mich sah er nicht. Und ich stürzte auf ihn herab wie ein Raubtier!

Ich erwischte ihn voll. Der kleine Gärtner flog nach vorn bis zum gegenüberliegenden Beet, wo er sich den Kopf stieß und plötzlich Sterne sah. Er sprang sofort wieder hoch, taumelte aber und hatte Mühe mit dem Gleichgewicht.

Ich stand vor ihm.

Er hatte noch immer die verdammte Zange. Seine Hand schnellte vor. Er wollte sie mir in den Bauch rammen. Es war eng zwischen den Hochbeeten, und dann wischte etwas auf ihn zu und umwickelte seinen Hals wie drei Lianen.

Es waren die Riemen der Dämonenpeitsche. Endlich war Suko dazu gekommen, sie einzusetzen. Er zerrte sie fest.

Und diesmal röchelte Willy. Er hielt seinen Kopf schräg. Augen und Mund bildeten gewaltige Öffnungen, er taumelte zur Seite, und dabei geschah das Schreckliche.

Der Gärtner war nur noch dem Äußeren nach ein Mensch. Innerlich hatte er sich verändert, da war er voll und ganz im Geiste Mandragoros aufgegangen. Er hatte ihn in seine Welt nicht nur eingereiht, sondern aus ihm einen Teil von ihr gemacht.

Und das bekamen wir zu sehen.

Aus dem Mund schoss eine klebrige grüne Masse. Sie sah aus wie ein von Pflanzenresten durchsetzter Sirup. Gleichzeitig drückte etwas von innen her die Augen aus den Höhlen. Dafür wuchsen aus ihnen Gras, das sich mit hellgrünen Blättern vermischte.

Nein, Willy Manson war kein Mensch mehr, der war durch und durch von Mandragoros Magie verseucht worden.

Suko drehte die Peitsche vom Hals. Nach der letzten Drehung löste sich plötzlich der Kopf und lag zwischen uns wie ein langsam dahinfaulender alter Ball. Blätter und Zweige brachen die Haut auf und sie wurden Sekunden später bereits braun und faulig, wobei sie einen üblen Gestank absonderten. Sie waren ebenso verfault wie die Pflanze, die ihr Opfer hatte verschlucken wollen.

Ein glänzender, stinkender, grünbrauner Klumpen lag auf dem Beet. Um dieses Zentrum herum verwesten immer mehr Pflanzen und sonderten stinkende Gase ab. Aber das Zentrum bewegte sich noch. Es zuckte, es platzte auf, und dann sahen wir die bleiche Hand.

Ich sprang mit einem Satz auf das Beet, packte die weiße Klaue und zerrte Paul Raskowski in die Höhe.

Er war über und über mit einer schlammigen Pflanzenmasse bedeckt, er wimmerte, aber er lebte. Nur bekam er nicht mit, wie ich ihn vorsichtig in den Gang hineindrückte. Dort setzte er sich auf die Erde und schlug die Hände vors Gesicht.

Willy Manson aber hatte seine Taten mit dem Leben bezahlen müssen. Und ich stellte mir die Frage, wie viele Menschen schon in seine verdammte Falle geraten waren.

Es würde schwer sein, dies herauszufinden, denn die mutierten und dämonisierten Pflanzen hatten alles verschluckt, was auch nur entfernt an einen Menschen erinnerte.

Suko fand die Sprache als Erster zurück. »Das war ja beinahe wie in alten Zeiten, John.«

»Ja.« Ich nickte ihm zu. »Aber sag nur nicht, dass du dich an deine Gestalt gewöhnen willst.«

»Das auf keinen Fall, mein Lieber.«

Sukos Worte klangen wie ein Versprechen…

ENDE